

A 56 500 (134)

A 56 500 (124)

20. NOV. 1981

02 R 4

04. MRZ. 1983,

24. R 3.

-2. Juli 1984

T 06. März 1989 US  
Gleichen

Verlängerung  
14 Tage

T 12 252 420

A 56500(134)

\* 117+

**Mein Konflikt**  
mit den Gießener Veterinären und der  
medizinischen Fakultät daselbst.



Eine aktenmäßige Darstellung der in Frage kommenden  
Vorgänge mit einem kritischen Nachwort

von

Dr. jur. et phil. **M. Biermer**,  
o. ö. Professor der Nationalökonomie und Statistik.

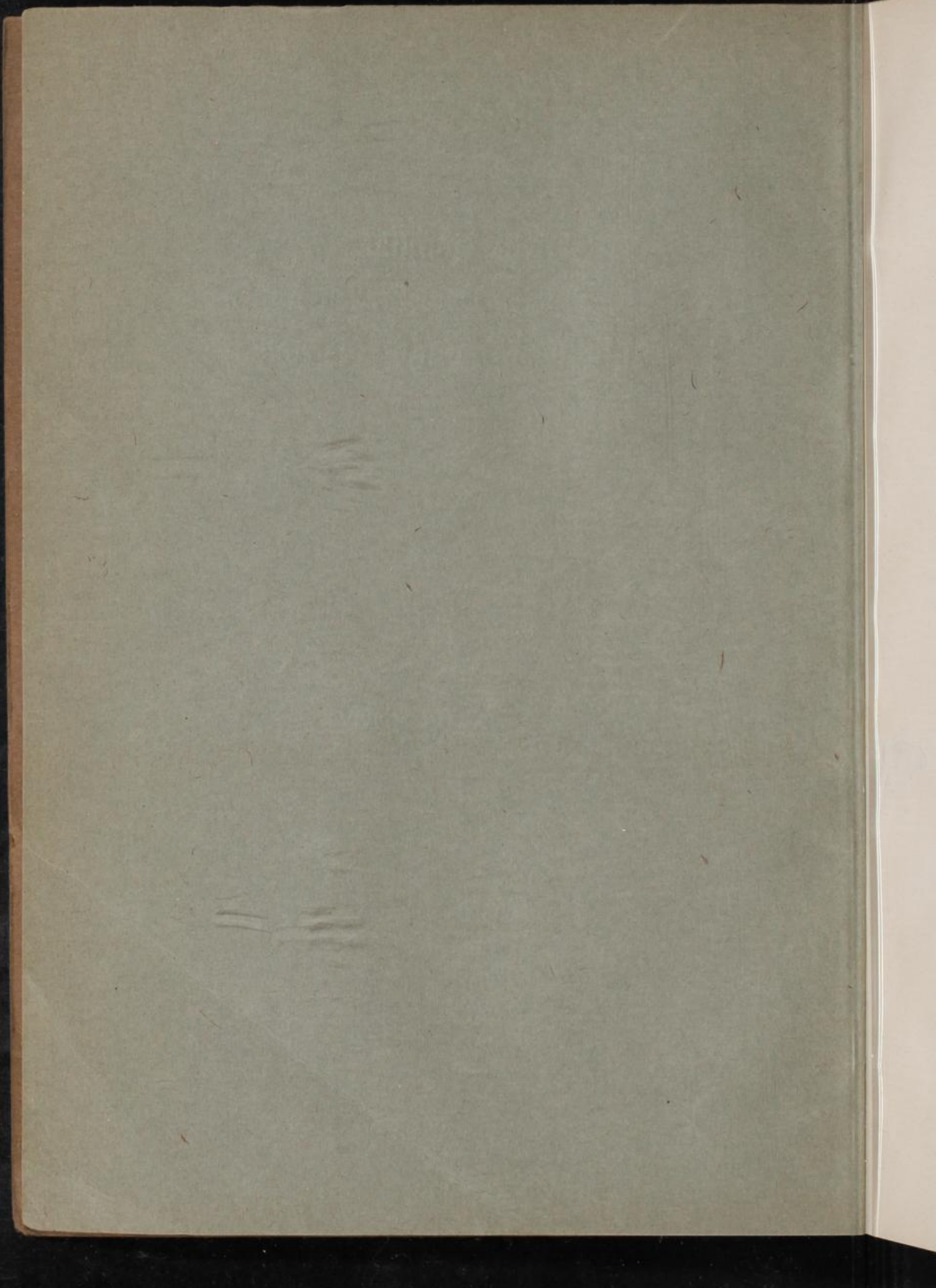
---

Als Manuskript gedruckt.

---

Gießen, Juli 1902.

83,  
'02



**Mein Konflikt**  
mit den Gießener Veterinären und der  
medizinischen Fakultät daselbst.



Eine aktenmäßige Darstellung der in Frage kommenden  
Vorgänge mit einem kritischen Nachwort

von

Dr. jur. et phil. **M. Biermer,**  
o. ö. Professor der Nationalökonomie und Statistik.

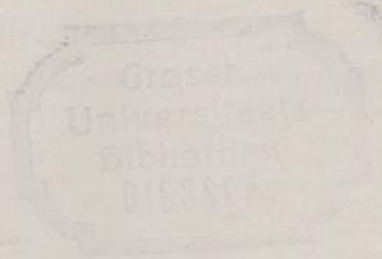
---

Als Manuskript gedruckt.

---

Gießen, Juli 1902.

\*1910.



## Vorbemerkung.

Die vorliegende Broschüre ist für die private Verteilung an einen beschränkten Kreis von Kollegen und Bekannten bestimmt. Ihr Zweck ist nicht etwa, eine so wie so über Gebühr aufgebauchte Angelegenheit nochmals vor die Öffentlichkeit zu zerren. Sie verdankt vielmehr ihre Entstehung lediglich dem Wunsche, nachträglich, nachdem sich die Gemüter einigermaßen beruhigt zu haben scheinen, mir die Gelegenheit zu verschaffen, meinen Standpunkt eingehender, als es bisher geschehen ist, zu präzisieren und mein Verhalten vor einer Legendenbildung, die gar zu leicht eintreten kann, sicher zu stellen.

Gießen, 21. Juli 1902.

M. B.

## Introduction

The purpose of this study is to investigate the effects of the proposed changes on the system. The study is divided into two main parts: a theoretical analysis and an empirical study. The theoretical analysis will focus on the conceptual framework and the expected outcomes. The empirical study will involve data collection and analysis to validate the theoretical findings. The results of the study will be discussed in the context of the current research and practice.

1.1. Background

The background of the study is rooted in the need for a more efficient and effective system. The current system has several limitations, including slow processing times and high error rates. The proposed changes aim to address these issues by introducing new technologies and processes. The study will explore the feasibility and benefits of these changes, providing a comprehensive overview of the project's goals and objectives.

## I.

### Die Entstehung meiner „Festschrift“.

In diesem Sommersemester hat die Universität Gießen zum ersten Male in der Zahl der immatrikulierten Studenten die Ziffer Tausend erreicht und überschritten. Kurz vor dem Pfingstfeste stand diese Tatsache, die hier allseits mit begreiflicher Genugtuung begrüßt wurde, fest, und so entschloß ich mich, die Muße der Pfingsttage, in denen ich gerade nichts besseres zu tun hatte, dazu zu benutzen, eine kleine statistische Studie über die geschichtliche Entwicklung der Frequenz der Universität, soweit authentische Zahlen hierfür zu erhalten waren, für den „Gießener Anzeiger“, das gelesenste Lokalblatt der Stadt, zu entwerfen. Mein Beruf als Statistiker legte mir — so meinte ich — eine solche Betrachtung näher, als den meisten anderen meiner Kollegen, gebot mir aber gleichzeitig, alle Momente, auch diejenigen, die nicht ohne weiteres als erfreuliche anerkannt wurden, die aber wesentlich zu dem überraschenden Frequenzaufschwunge unserer Hochschule beigetragen hatten, hervorzuheben und mit einigen kritischen Bemerkungen zu versehen. Gerade weil ich wußte und öfters gehört hatte, daß in auswärtigen Universitätskreisen die Zunahme der Zuhörerzahl der Gießener Hochschule manchen kritischen Urteilen ausgesetzt ist, erschien es mir zweckmäßig, möglichst sachlich Licht und Schatten zu verteilen und gewisse übertriebene Behauptungen an der Hand zuverlässiger statisti-

scher Zahlen richtig zu stellen. Es ist immer besser, Tatsachen nicht vertuschen zu wollen, von denen man weiß, daß sonst der Kritiker und Konkurrent sie herausflügelt und zum Gegenstand unerfreulicher Betrachtungen macht.

Was ich hinschrieb und später in die Zeitung brachte, sollte nichts anderes als eine harmlose statistische Skizze sein, eine anspruchslose Gelegenheitschrift für weitere Kreise berechnet, etwas lokalpatriotisch gefärbt und — soweit mir das gegeben ist — auf den bekannten Jubiläumston gestimmt. Hierbei war es ganz selbstverständlich, daß ich gewisse persönliche Anschauungen, über die sich natürlich streiten läßt, zum Ausdruck brachte. Ich verfolge seit Jahren den Ansturm gegen die geschichtlichen Grundlagen unseres deutschen Universitätslebens nicht ohne ernste Bedenken und habe mich, soweit es in meinen Kräften stand, gegen die Experimentiererei auf dem Gebiete des Hochschulwesens mit Lebhaftigkeit gewehrt. Der Erfolg war bislang auf der anderen Seite, unterstützt durch eine hohe Protektion einerseits und einen schlappen Widerstand andererseits. Wir werden vielleicht in Deutschland noch manches Unliebsame auf diesem Gebiete erleben. Es wird eben jede Institution so schlecht behandelt wie sie es verdient.

Der Verleger und die Redaktion des „Gießener Anzeigers“ akzeptierten meinen Aufsatz nicht nur bedingungslos, sondern hielten es sogar für angemessen, ihn in einer Sonderbeilage ihrer Zeitung in größerer Auflage zu verbreiten. Offenbar wurden sie dabei von der Absicht geleitet, meine Studie in einer Form ihrem Leserpublikum zugänglich zu machen, die es erleichterte, sie als Erinnerungs- und Gelegenheitschrift aufzubewahren und gegebenen Falls an auswärtige Interessenten, hauptsächlich an frühere Angehörige der Universität, weiter zu geben.

Mein Manuskript war für den Raum eines einzelnen Zeitungsblattes zu umfangreich, für einen Zeitungsbogen in dem üblichen Satze dagegen zu klein. Infolge dessen half sich der Verleger damit, daß er die Beilage in besonderem Drucke

so herstellen ließ, daß sie wie ein Extrablatt ausseh. Man wählte außer den größeren Lettern besondere Initialen für die Absatzanfänge, nahm ein besseres Papier, versah das erste Blatt mit Randleisten, kurz, man gab dem Ganzen ein gefälliges und festliches Gewand, wie es bei solchen Gelegenheiten gang und gäbe ist. Der Verleger hat — das muß an dieser Stelle nochmals mit Dank hervorgehoben werden — ganz selbstlos gehandelt und keine Kosten gespart.

Gegen alle diese Anordnungen hatte ich natürlich nicht das geringste einzuwenden, auch nicht gegen den weiteren Vorschlag, daß meine Arbeit einen besonderen Kopf bekam, der wie folgt lautete:

„Fest-Nummer

aus Anlaß der Immatrikulation des 1000. Studenten  
an der Gießener Universität.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger

Amts- und Anzeigebblatt für den Kreis Gießen.“

Mein Manuskript trug nur die Überschrift „Statistisches über die Frequenz der Universität Gießen“. Dieser Titel wurde nunmehr unter den vom Verleger gewählten Kopf gesetzt. Letzteren hatte ich nicht veranlaßt und erst bei der Durchsicht des Korrekturabzuges zu Gesicht bekommen, wie ich mich überhaupt um die äußere Ausstattung meines Aufsatzes nicht zu kümmern brauchte. Auf die „Festbeilage“ machte dann die Redaktion in der betreffenden Nummer ihres Blattes mit dem Hinweise aufmerksam, ihr sei von geschätzter Seite die genannte statistische Studie zur Verfügung gestellt worden; also auch hier war mit keiner Silbe die Rede von einer amtlichen oder halbamtlichen Denkschrift.

In keinem Stadium der Vorbereitung meines Artikels ist mir auch nur im Traume eingefallen, auf den Gedanken zu verfallen, daß durch den vielleicht etwas volltönenden Haupttitel der „Festnummer“ der Eindruck erweckt werden könne, als ob es sich um eine amtliche Kundgebung handele, die von

den offiziellen Organen der Universitätsverwaltung inspiriert oder gar veranlaßt worden sei. Mein Aufsatz enthielt auch in den später nicht angefochtenen Stellen so viele subjektive Betrachtungen, daß es mir schlechterdings unbegreiflich ist, wie man auf die Vermutung hat kommen können, er beruhe auf den Beratungen eines vierzigköpfigen Kollegs, des Gesamtsenats, der ja allein hierfür zuständig gewesen wäre.

Der „Gießener Anzeiger“ ist zwar ein sog. „amtliches Kreisblatt“, d. h. ein solches Blatt, das dazu ausersehen und verpflichtet ist, unentgeltlich die Bekanntmachungen des Kreisamtes und sonstiger staatlicher Behörden aufzunehmen. Solche amtliche Bekanntmachungen werden an bevorzugter Stelle abgedruckt, ihr offizieller Ursprung ist Jedermann ersichtlich und die bekanntmachende Behörde unterzeichnet stets ihre Anzeigen.

Für die Universität ist dagegen der Gießener Anzeiger überhaupt kein amtliches Organ und hat mit der Landesuniversität — eine solche ist bekanntlich Gießen — als Lokalblatt gar nichts zu tun. Für solche Zwecke dient ausschließlich die „Darmstädter Zeitung“, das offizielle Regierungsorgan für den hessischen Staat, das für das Großherzogtum dieselben Aufgaben hat, wie für das Reich und Preußen der „Reichs- und Staatsanzeiger“. Daß dem Gießener Anzeiger in Universitätsangelegenheiten jede amtliche Eigenschaft abgeht, weiß in Gießen Jedermann, zum mindesten müssen es die Fakultäten und geschäftserfahrene Professoren wissen. Ich würde mich übrigens für ein amtliches Universitätsorgan ganz energisch bedanken, welches wie der Gießener Anzeiger mehrfach getan hat, scharfe persönliche Angriffe gegen meine Person, die geradezu beleidigenden Charakter trugen, anstandslos zum Abdruck gebracht hat.

Schon aus diesen Gründen mußte ich also annehmen, daß an dem privaten Charakter meiner Veröffentlichung selbst dann nicht der leiseste Zweifel hätte bestehen können, wenn ich es unterlassen hätte, den Artikel zu zeichnen. Zu allem Überflusse steht aber noch unter dem Artikel groß und deutlich

ein B—r, und außerdem hat die Redaktion des Gießener Anzeigers, die später unerklärlicher Weise zu erklären sich bewogen fühlte, „daß sie sowohl der Abfassung als dem Inhalte der Festnummer völlig fern stehe“, ihre Extrabeilage, für deren Abfassung sie mir noch brieflich den wärmsten Dank ausgesprochen hat, preßrechtlich gezeichnet.

Meine durch Anfangs- und Endbuchstaben unterschriebene Studie wurde sofort als von mir verfaßt erkannt, und zwar nicht nur in Universitätskreisen, sondern auch außerhalb derselben in Beamten- und Bürgerkreisen, mit denen ich mancherlei regelmäßige Beziehungen unterhalte. Von den sehr vielen Personen, die ich damals gesprochen habe, erinnere ich mich nicht, daß auch nur Eine zweifelhaft war, daß ich den Artikel geschrieben habe. Von allen Seiten wurde ich vielmehr direkt auf ihn angedet, und niemals habe ich ein Hehl daraus gemacht, daß ich für diesen „Streich“ ganz allein verantwortlich sei. Ich wüßte auch bis zur Stunde nicht, was mich zu einer solchen thörichten Geheintuerei hätte veranlassen sollen. Ich bereue nach keiner Richtung hin den Aufsatz „verbrochen“ zu haben, denn ich bin zu wenig Opportunist, um Tatsachen gegenüber, die jeder Nichtinteressierte längst kritisiert und bedauert hat, mir Schweigen aufzuerlegen. Der famosen gesellschaftlichen Regel: „So was denkt man, aber man sagt es nicht“, räume ich einen maßgebenden Einfluß auf meine Entschliefungen nicht ein. Ich tue das vielleicht zu wenig; aber mein Fach setzt mich ohne dies, auch wenn ich noch so zahm und vorsichtig wäre, fortgesetzt der Gefahr aus, bald da, bald dort anzuecken oder angerempelt zu werden.

Wir Nationalökonomien, Sozialpolitiker und Statistiker würden bei der Besprechung gesellschaftlicher Zustände jedenfalls nicht weit kommen, wenn wir andere Grundsätze verfolgen wollten. Es ist eine eigentümliche Auffassung von der bei uns so viel gerühmten „Freiheit der Wissenschaft“, — „Voraussetzungslosigkeit“ heißt jetzt der scheußliche Ausdruck hierfür —, wenn man nicht das Recht haben sollte, freimütig

auszusprechen, was die überwiegende Mehrheit der Universitätslehrer Deutschlands denkt und grundsätzlich fordert. Mit dieser Mehrheit halte ich an dem Standpunkte fest, daß Niemand die Universität als vollberechtigter Student beziehen soll, der nicht die volle allgemeine Vorbildung für das akademisch-wissenschaftliche Studium mitbringt. Das Maturitätsexamen hat seinen Namen bekanntlich davon, daß es allein dem Studenten das Recht verschafft, als reifer *civis academicus* seinen Einzug in die Universität zu halten. Man kann das Privileg des humanistischen Gymnasiums durchbrechen, man kann andere Vollanstalten, Realgymnasien und Ober-Realschulen dem Gymnasium in vielen oder allen Beziehungen gleichstellen, man kann ferner den Technischen Hochschulen dasjenige zugestehen, was ihnen bisher noch vorenthalten war, und ich bin der Letzte, der auf unhaltbar gewordene akademische Zunftprivilegien pocht. Woran man aber festhalten muß, ist die abgeschlossene allgemeine Bildung, die jeder Universitätsstudent zu prästieren hat. Eine solche abgeschlossene Bildung bringt aber das Obersekundanerzeugnis oder das Zeugnis für Unterprima keiner Anstalt. Mir ist die Bildung, die man durch Absolvierung einer höheren Bürgerschule erwirbt, immer noch lieber als diejenige, die dadurch ihren Abschluß findet, daß man nicht weiter kommt, mit anderen Worten, wo man so lange sitzen bleibt, bis man abgeht. Ich sehe nicht ein, warum das nicht ausgesprochen werden soll, mag es den Nächstbeteiligten angenehm sein oder nicht. Indem ich und alle andere, die ebenso denken wie ich, das sagen, halten wir uns frei von Klassen- und Kastenurteilen. Ich glaube mich ziemlich gefeit gegen den Vorwurf, in einseitigen Vorurteilen in sozialer, wirtschaftlicher, politischer und religiöser Beziehung befangen zu sein. Bildungsvorurteile habe ich allerdings und schäme mich deren nicht, denn das sind gar keine Vorurteile, sondern grundlegende Fragen pädagogischer Art, auf denen die Zukunft unseres ganzen Unipersitätslebens beruht.

Ein *Immaturus* in dem eben angegebenen Sinne kann

ein ebenso nützliches Glied der Gesellschaft sein, wie jeder andere, sogar noch viel nützlicher. Seine Fortbildung für einen bestimmten Beruf ist notwendig, und kann nicht zu teuer erkauft werden. Aber er gehört nicht an die Universität, weil sonst die Gefahr entsteht, daß das allgemeine Bildungsniveau, das wir heben wollen, herabgedrückt wird. Die Universität muß eben ergänzt werden durch Fachschulen in der verschiedensten Abstufung, aber es wäre sehr verfehlt, die verschiedenartigen Schul- und Erziehungsprobleme dadurch zu lösen, daß man alles sinnlos unter eine Kappe bringt.

Ich gebe zu, daß das alles außerordentlich bestritten ist. Hier stehen sich eben eine historisch-konservative Anschauung und eine radikal-reformatorische unverföhnlich gegenüber, und zudem kommen neben theoretischen Gesichtspunkten auch noch manche andere weniger ideale, die ich aber hier lieber nicht berühren möchte, in Frage. Verwunderung muß es immerhin erregen, wenn sich gelegentlich Mediziner für die Gleichberechtigung immaturer Tierarzneischüler erwärmen, nachdem sich die Mehrheit der medizinischen Fakultäten so hartnäckig gegen die Zulassung der Realschulabiturienten gesträubt hat. Als die Technischen Hochschulen das Promotionsrecht bekommen sollten, hat die Mehrzahl der deutschen Universitäts-senate dagegen protestiert. Ich war damals bereits Senatsmitglied an einer anderen Universität und habe die ebenso einseitige wie aussichtslose Protestbewegung nicht mitgemacht, vielmehr den Standpunkt vertreten, daß es sachlich vornehmer sei, den Technischen Hochschulen, die in ihrer Art Ebenbürtiges leisten, dasjenige zuzugestehen, worauf sie sich mit der Zeit unzweifelhaft Anrecht erworben haben. Man kann, wie gesagt, solche Ansichten, wie ich sie hier vertrete, mit mancherlei guten Gründen bekämpfen. Es sind eben Ansichten und nichts anderes. Aber durch Proteste allein, selbst wenn sie auf einmütigen Beschlüssen großer und berühmter Fakultäten beruhen, wird garnichts ausgerichtet. Man beweise mir überzeugend, daß das Reifezeugnis einer Vollanstalt nicht notwendig für

das Universitätsstudium ist, daß der Besuch der beiden obersten Klassen der Vollanstalten überflüssig ist, und daß es auf eine abgeschlossene Vorbildung, bevor man die Universität bezieht, überhaupt nicht mehr ankommt, man beweise mir endlich, daß die 149 Studierenden der Tierheilkunde, die hier als Immaturi immatrikuliert sind und die aus allen Teilen Deutschlands in Gießen zusammenströmen, nur deswegen die hessische Landesuniversität beziehen, weil sie dort den besten Unterricht bekommen und nicht etwa um deswillen, weil Gießen die einzige deutsche Universität ist, wo solche Immaturi als Vollstudenten gleichberechtigt mit den Anderen behandelt werden — wenn, wie gesagt, all dies mir klipp und klar nachgewiesen werden kann, dann stehe ich nicht an, urbi et orbi zu erklären, daß ich mich geirrt und den Veterinären Unrecht gethan habe. Ich fürchte, dieser schwierige Beweis wird nicht gelingen. —

Man hat mir entgegengehalten, daß dasjenige, was ich in meinem Artikel angedeutet habe, ja alles recht schön und gut sei, aber solche Betrachtungen gehörten nicht in eine Festnummer, sie seien dort deplaziert; so etwas störe den akademischen Frieden innerhalb der Studentenschaft, sei unkollegialisch und habe keinen ersichtlichen Zweck. So sprach die mildere Gruppe der Kritiker sich aus. In einer ganz anderen Tonart ließ sich eine andere Richtung hören. Mit beiden Gruppen will ich mich hier, so gut es geht, auseinandersetzen.

Was die leidige „Festnummer“ anbetrifft, so habe ich schon auf ihre Entstehungsgeschichte hingewiesen. Selbst wenn ich an diesem unglückseligen Worte schuldig wäre, was ich nicht bin, so glaube ich doch nicht, daß man ein an und für sich erfreuliches, festliches Ereignis nicht anders, als in Hurrah- und Schützenfeststimmung zu behandeln hat. Über eine solche Grundstimmung verfügen in der Regel nur Wenige, und diese Wenigen reden, toasten, aber sie schreiben nicht. Sie rechnen mit dem leicht entzündbaren Enthusiasmus des Augenblicks, sie regen aber zum kritischen Nachdenken nicht an, sondern sie

suchen es vielmehr zu betäuben und zu berauschen. Mir persönlich ist dieser beneidenswerte Schwung durch ein grausames Geschick versagt geblieben. Selbst wenn ich in gehobener Stimmung schreibe — und das that ich, als ich das frohe Ereignis der Immatrikulation des 1000. Studenten feiern wollte — bleibe ich unter der Herrschaft kühler verstandesmäßiger Erwägungen, zumal wenn ich mit nüchternen statistischen Zahlen zu arbeiten habe, wie in diesem Falle. Wenn man bestimmte Zustände, die einem nicht gefallen, kritisieren will, so dürfen einem nicht fortwährend Einzelpersonen vor-schweben, denen man vielleicht zu nahe treten, deren Interesse man verletzen könnte. In solchen Augenblicken hört für mich auch die kollegialische Rücksichtnahme, wie sie häufig ganz über-trieben gefordert wird, auf. Ich werde sie nicht leichtfertig verletzen, aber ich kann sie auch nicht ängstlich schonen und ich wüßte wirklich nicht, wie man als Mitglied eines so viel-köpfigen Kollegiums, wie es ein Universitätslehrkörper ist, es anders machen soll, zumal wenn man organisatorische Fragen beleuchten will. Die sog. „Kollegialität“ hat ihre natürlichen Grenzen. Außerdem giebt es so verschiedenartige Empfind-lichkeitskalen, mit denen man in Kollision kommen kann, daß man, wenn man sie alle berücksichtigen wollte, einfach darauf verzichten müßte, seinen abweichenden Standpunkt zu vertreten.

Auf den vorliegenden Fall angewandt verstehe ich über-haupt nicht, inwiefern ich gegen die Regeln der billigen Kolle-gialität verstoßen haben soll. Die Tierarzneistudenten, die Immaturi sind, sind nicht meine Kollegen, und die Professoren der Veterinärwissenschaft sind zwar meine Kollegen, aber von ihnen habe ich in meinem Artikel mit keiner Silbe gesprochen. Sie können mir, wenn sie sich trotzdem durch meine Aus-führungen gekränkt fühlen und wenn sie sich ihrer Schüler annehmen wollen, sachlich und kräftig gegenübertreten und mich widerlegen. Was ich aber nicht begreifen kann, ist, daß sie sich sofort hinter die Medizinische Fakultät verschanzen, den Dekan der Gesamtfakultät in Bewegung setzen, nachdem sie

erst belehrt werden mußten, daß der Universitäts-senat unzuständig sei. Die Streitfrage ist und bleibt eine private und kann unpersönlich durchgefochten werden. Über private Publikationen meinerseits, die in ruhiger, objektiver Form Angelegenheiten des Universitätslebens behandeln, hat keine Fakultät und kein Senat der Welt zu Gericht zu sitzen. Das verstehe ich unter Freiheit der Wissenschaft.

Um noch einmal auf die sog. „Kollegialität“ zurück zu kommen, die manchmal nichts anderes ist als eine große Phrase, so lade ich im übrigen den Leser ein, die im Folgenden zum Abdruck gebrachten Schriftstücke ohne Voreingenommenheit auf Ton und Kampfesart miteinander zu vergleichen. Ich bin gespannt, zu welchem Urteil er kommt. Wahrscheinlich wird es ihm sehr zweifelhaft werden, wer gegen die Grundregeln kollegialischer Mäßigung und parlamentarischen Taktes mehr verstoßen hat, ich oder Andere.

Man hat mir des Ferneren vorgeworfen, daß mein Artikel den akademischen Frieden in der Studentenschaft stören könne. Ich glaube, diese Befürchtung ist eine Phantasie. Ein gelegentlicher Zeitungsartikel kann unmöglich einen solchen Einfluß haben. Die studentischen Korporationen werden sich nicht viel um ihn kümmern. Diejenigen von ihnen, die Veterinäre ohne Reisezeugnis bisher als Vollaktive aufgenommen haben, werden das voraussichtlich auch in Zukunft tun und diejenigen, die das bisher grundsätzlich abgelehnt haben, ändern gewiß auch diese Praxis in der Folge nicht. Im übrigen ist die Frage, wie sich eine studentische Verbindung zusammensetzt, ganz unabhängig zu betrachten von derjenigen Frage, die ich in meinem Artikel behandelt habe. Eine studentische Korporation wird in erster Linie studentisches Leben kultivieren, harmlose Fröhlichkeit pflegen und Freundschaften fürs Leben anknüpfen, und hierbei findet ganz von selbst eine Art von Sozialauslese statt, die durch die größere oder geringere Gymnasialbildung der in Frage kommenden Personen wahrscheinlich ganz zuletzt beeinflusst wird. Wenn die Studenten-

schaft Unterschiede macht zwischen Vollstudenten und anderen, was mich nichts angeht und ich nicht weiß, so ist das ihre Sache. Wenn ein Professor unter so Vielen gelegentlich die Ansicht vertritt, die Veterinäre sollten das Maturitätszeugnis beibringen, so ist das für die studentischen Korporationen die reine Doktorfrage.

Ich habe hier das Verhältnis der Veterinäre zu ihren übrigen Gießener Kommilitonen nicht zu untersuchen. Es entzieht sich das meiner genaueren Kenntnis. Was ich aber weiß und nicht ändern kann und will, ist das, daß in der Studentenschaft stets Gegensätze bestanden haben, zum Teil ganz unversöhnlicher Art, und der Grund für solche Gegensätze lag gewiß nicht in der verschiedenen Vorbildung der einzelnen Studentengruppen. So war es zu meiner Zeit, als ich noch Universitäten besuchte, und es ist recht wahrscheinlich, daß sich daran sehr wenig in den letzten zwanzig Jahren geändert hat.

Der letzte Vorwurf, der mir gelegentlich gemacht werden konnte, war der, daß meine Angriffe keinen ersichtlichen Zweck verrieten. Das ist ein Irrtum. Warum ich die ganze Frage der Gießener Immaturi angeschnitten habe, geht aus meinem Artikel klar hervor. Nicht selten habe ich von auswärtigen Kollegen die Redewendung gehört: „Ja, Ihr in Gießen nehmt in der Frequenz so rapide zu, weil Ihr immer mehr Veterinäre heranzieht und ohne Reisezeugnis inskribieren laßt.“ Damit soll gesagt sein, daß der ganze Frequenzaufschwung der Universität Gießen auf Rechnung der Veterinäre zu setzen ist. Diese Anschauung, die ich als für das Renommee der Universität Gießen gefährlich erachte, ist aber schief, und deswegen habe ich sie durch eine Reihe von statistischen Zahlen widerlegt. Selbstverständlich konnte ich dabei nicht verschweigen, daß allerdings die verhältnismäßig größte Anziehungskraft unserer Hochschule sich auf dem Gebiete der Tierarzneikunde vollzieht. Hätte ich das verschwiegen, so wäre meine statistische Studie tendenziös ausgefallen, und jeder andere Universitätsstatistiker, der sich für die Sache interessierte und ihr auf

den Grund ginge, hätte an der Hand der letzten Personalverzeichnisse mich mit Leichtigkeit corrigieren können. —

Soweit als Replik gegen gewisse Vorhaltungen, die mir gelegentlich Kollegen und Freunde im Privatgespräch gemacht haben, obgleich sie, wie ich positiv weiß, grundsätzlich durchaus meiner Ansicht sind.

Ich müßte jetzt zu meinen wirklichen Widersachern kommen, die schweres Geschloß gegen den unbequemen Statistiker aufgefahren haben, die mich in der Zeitung angegriffen und mit einer ganzen Reihe von Vorwürfen überschüttet haben. Zum leichteren Verständnis der Sachlage aber ziehe ich es vor, zuerst alle Kundgebungen, die in dieser Sache erschienen sind, chronologisch geordnet, abzudrucken und erst hieran einige nachträgliche Bemerkungen zu knüpfen.

## II.

### Die „Festschrift“ selbst.

(Erschienen in Nr. 119 des „Gießener Anzeigers“ vom 25. Mai 1902.)

#### Statistisches über die Frequenz der Universität Gießen.\*

Das erfreuliche Ereignis der Immatrikulation des tausendsten Studenten der hiesigen Hochschule wird, wie zu erwarten war, in allen Kreisen unserer Stadt auf das lebhafteste besprochen. Vergleiche mit der früheren Zeit werden gezogen und daran Betrachtungen aller Art geknüpft. Hierfür ist die Kenntnis der Frequenzstatistik der hiesigen Universität, soweit sie sich zuverlässig feststellen läßt, von Wert und nach mancher Richtung hin nicht uninteressant. Wir veröffentlichen deshalb an dieser Stelle eine

---

\* Der Artikel wird hier wortgetreu wiedergegeben. Zwei Druckfehler im Original sind aber ausgemerzt, und außerdem habe ich die endgültigen Frequenzziffern der Gießener Hochschule für das laufende Semester, die damals noch nicht feststanden, an Stelle der vorläufigen Zahlen eingesetzt. Auf diese Weise wurde auch eine kleine Korrektur im Texte, die aber nicht unerheblich ist, notwendig. Nach den endgültigen Ziffern des Personalverzeichnisses sind etwas mehr als vier Fünftel — nicht wie es ursprünglich hieß fast zwei Drittel — der Gießener Veterinäre Immaturi; nämlich von 176 insgesamt 149.

Eine weitere Änderung in dem Artikel formeller Art ist insofern vorgenommen worden, als der Absatz über das Tierarzneistudium, der zu dem ganzen Konflikte geführt hat, hier in Cursivschrift gedruckt ist, was im Original selbstverständlich nicht der Fall war.

statistische Tabelle, die bis in das Sommersemester 1823 zurückgreift und bis auf die Gegenwart fortgeführt ist. Die Zahlen, die hier mitgeteilt werden, beruhen auf drei vorhandenen tabellarischen Übersichten, die im Dozentenzimmer des Auditoriengebäudes aufgehängt sind. Die erste Tabelle reicht von 1823 bis 1866, die zweite von 1866 bis 1890, die dritte von 1890 bis zur Gegenwart. Die beiden letztgenannten statistischen Übersichten sind im akademischen Forstinstitut ausgearbeitet worden, welches auch noch eine graphische Darstellung (Frequenzkurven der einzelnen Fakultäten) in dankenswerter Weise hat ausführen lassen. Leider muß aus Raumangel auf die Wiedergabe dieser besonders übersichtlichen graphischen Darstellung an dieser Stelle verzichtet werden.

Die Gesamtstudentenzahl der Universität Gießen, nach Semestern chronologisch geordnet, ergibt für den Zeitraum 1823 bis 1902 folgende Zahlenreihe:

Sommer	1823	311	Sommer	1833	350
Winter	1823/24	351	Winter	1833/34	362
Sommer	1824	347	Sommer	1834	337
Winter	1824/25	341	Winter	1834/35	294
Sommer	1825	335	Sommer	1835	301
Winter	1825/26	360	Winter	1835/36	321
Sommer	1826	394	Sommer	1836	319
Winter	1826/27	418	Winter	1836/37	290
Sommer	1827	417	Sommer	1837	326
Winter	1827/28	394	Winter	1837/38	325
Sommer	1828	432	Sommer	1838	370
Winter	1828/29	439	Winter	1838/39	357
Sommer	1829	558	Sommer	1839	390
Winter	1829/30	504	Winter	1839/40	377
Sommer	1830	491	Sommer	1840	404
Winter	1830/31	512	Winter	1840/41	407
Sommer	1831	472	Sommer	1841	423
Winter	1831/32	411	Winter	1841/42	446
Sommer	1832	406	Sommer	1842	472
Winter	1832/33	395	Winter	1842/43	445

Sommer	1843	470	Winter	1860/61	348
Winter	1843/44	478	Sommer	1861	335
Sommer	1844	504	Winter	1861/62	343
Winter	1844/45	492	Sommer	1862	344
Sommer	1845	512	Winter	1862/63	403
Winter	1845/46	488	Sommer	1863	386
Sommer	1846	538	Winter	1863/64	387
Winter	1846/47	535	Sommer	1864	384
Sommer	1847	570	Winter	1864/65	373
Winter	1847/48	550	Sommer	1865	379
Sommer	1848	508	Winter	1865/66	384
Winter	1848/49	459	Sommer	1866	400
Sommer	1849	446	Winter	1866/67	349
Winter	1849/50	430	Sommer	1867	326
Sommer	1850	438	Winter	1867/68	326
Winter	1850/51	413	Sommer	1868	314
Sommer	1851	409	Winter	1868/69	301
Winter	1851/52	379	Sommer	1869	291
Sommer	1852	411	Winter	1869/70	293
Winter	1852/53	392	Sommer	1870	291
Sommer	1853	402	Winter	1870/71	212
Winter	1853/54	380	Sommer	1871	233
Sommer	1854	404	Winter	1871/72	280
Winter	1854/55	378	Sommer	1872	284
Sommer	1855	366	Winter	1872/73	304
Winter	1855/56	354	Sommer	1873	318
Sommer	1856	368	Winter	1873/74	338
Winter	1856/57	354	Sommer	1874	336
Sommer	1857	343	Winter	1874/75	340
Winter	1857/58	375	Sommer	1875	326
Sommer	1858	383	Winter	1875/76	331
Winter	1858/59	363	Sommer	1876	333
Sommer	1859	339	Winter	1876/77	331
Winter	1859/60	364	Sommer	1877	323
Sommer	1860	356	Winter	1877/78	321

Sommer	1878	335	Winter	1890/91	549
Winter	1878/79	362	Sommer	1891	562
Sommer	1879	340	Winter	1891/92	543
Winter	1879/80	353	Sommer	1892	573
Sommer	1880	374	Winter	1892/93	515
Winter	1880/81	391	Sommer	1893	551
Sommer	1881	402	Winter	1893/94	517
Winter	1881/82	433	Sommer	1894	576
Sommer	1882	435	Winter	1894/95	528
Winter	1882/83	447	Sommer	1895	568
Sommer	1883	464	Winter	1895/96	558
Winter	1883/84	497	Sommer	1896	630
Sommer	1884	521	Winter	1896/97	626
Winter	1884/85	505	Sommer	1897	663
Sommer	1885	539	Winter	1897/98	674
Winter	1885/86	536	Sommer	1898	733
Sommer	1886	513	Winter	1898/99	717
Winter	1886/87	484	Sommer	1899	814
Sommer	1887	530	Winter	1899/1900	802
Winter	1887/88	513	Sommer	1900	855
Sommer	1888	546	Winter	1900/01	847
Winter	1888/89	525	Sommer	1901	916
Sommer	1889	616	Winter	1901/02	947
Winter	1889/90	566	Sommer	1902	1016
Sommer	1890	590			

Überblickt man diese lange Zahlenreihe, so findet man den größten Tiefstand der Frequenz in dem Kriegsjahre 1870/71 (212). Drei Jahre vorher und drei Jahre nachher erreicht die Universität das dritte Hundert der Studierenden nicht. In der ganzen übrigen Zeit vorher und nachher kommt eine solche Abnahme der Frequenz nur ein einziges Mal vor, nämlich im Sommersemester 1836, wo die Gesamtzahl der Studierenden nur 290 beträgt. In allen übrigen Jahren wird die Zahl 300 überschritten. Im Durchschnitt der Jahre 1823—1866 ist die Frequenz im Sommersemester 405, im Wintersemester 399 und die Mittel-

zahl für diese 45 Jahre, Sommer- und Wintersemester zusammen- gerechnet, ergibt 402 Studenten.

Das Jahr 1866 darf als der Abschluß einer besonderen Epoche der Gießener Universität angesehen werden. Die Neu- ordnung der politischen Verhältnisse Deutschlands mit der Ein- gliederung Hessen-Nassaus und der Stadt Frankfurt in den preußi- schen Staatsverband konnte auf die Universität Gießen, was Fre- quenz und Rekrutierungsbezirke ihrer Zuhörerschaft anbetrifft, nicht ohne Einfluß sein, und so setzt mit dem Wintersemester 1866/67 eine Abnahme der Studentenzahl ziemlich kräftig ein und ver- schärft sich bis zum Anfang der 70er Jahre. Der Verlust an Studenten, den die hessische Landesuniversität erleidet, kommt, wie sich nachweisen läßt, in erster Linie der Nachbaruniversität in Marburg zu gute. Aber auch in dem ganzen achten Jahrzehnt, wo sich Gießen langsam wieder erholt, gelingt es nicht, die Zu- hörerzahl des Jahres 1866 zu erreichen.

Auch in der genannten ersten Periode von 1823—1866 sind gewisse Kurven, die sich freilich nur auf Grund genauer archivalischer Studien erklären lassen, zu verfolgen. Von 1823 bis 1829 steigt die Frequenz recht erheblich, nämlich von 311 auf 558. Im Sommersemester des Jahres 1829 tritt die Forstwissen- schaft als neuer selbständiger Unterrichtsgegenstand auf und bringt es gleich im ersten Semester auf 52 Hörer. Von 1829—1837 sinkt dann die Zahl der Zuhörer wieder ganz erheblich und erreicht im Winter-Semester 1836/37 für drei Jahrzehnte den größten Tiefstand mit 290 Studenten. Diese Abnahme ist um so be- merkenswerter, als seit 1830 neben der evangelisch-theologischen Fakultät eine katholisch-theologische der Universität angegliedert wird, die bis 1851 besteht. Die Abnahme von 1829—1837 beruht, wie die hier nicht mitgeteilte Fakultätsstatistik ergibt, in erster Linie auf einer rapiden Abnahme der Juristen. Ebenfalls nehmen ab, aber lange nicht in gleichem Umfange, die evangelischen Theo- logen und die Mediziner; auch die Forstleute können sich auf der ursprünglichen Höhe nicht halten. Wie gesagt, ist hauptsächlich die Abnahme der Juristen in hohem Grade auffallend. Juristen

waren 1829 247 immatrikuliert, im Winter 1836/37 nur 53, womit eine Zahl erreicht ist, die die Universität in dem fünften und sechsten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ziemlich gleichmäßig innehält. Nebenbei bemerkt, ist die Zahl der Juristen des Jahres 1829 niemals wieder erreicht worden. Will man diese Zahl mit der gegenwärtigen Frequenz vergleichen, so darf man übrigens nicht übersehen, daß früher das kameralistische Studium blühte, das nunmehr, nachdem kürzlich die beiden letzten Kameralisten ihre Fachprüfung bestanden haben, eingeschlafen ist. Die Kameralisten an der Gießener Hochschule zählten zeitweise 60 und mehr Hörer. Sie müssen also, nachdem das kameralistische Studium aufgehört hat, wenn man Vergleiche mit der früheren Zeit ziehen will, zu einer Gesamtziffer mit den Juristen herangezogen werden. Die hohe Zahl der Juristen in den 20er Jahren ist auch um deswillen auffallend, weil sie beweist, daß die juristische Fakultät, die, was Frequenz anbetrifft, in neuerer Zeit die dritte Stelle einnimmt, früher die erste Stelle beanspruchte. Freilich war früher auch die thatsächliche Freizügigkeit der Juristen eine erheblich größere als jetzt, und es scheint, daß Gießen verhältnismäßig mehr nichtheffische Juristen gehabt hat, als gegenwärtig. Doch wird sich damit allein die hohe Zahl der 20er Jahre nicht erklären lassen, man wird vielmehr annehmen müssen, daß in jener Zeit eine starke Überfüllung des juristischen Studiums vorhanden war, wahrscheinlich erheblich stärker, als zur Zeit.

Vom Tiefpunkte der Frequenz im Wintersemester 1836/37 bis zum Jahre 1866 sind wiederum bestimmte Kurven klar ersichtlich. Von 1837—1847 steigt die Frequenz fast konstant. Der Höhepunkt wird im Sommer 1847 mit 570 Studenten erreicht. Ausgezeichnet ist diese Periode einmal dadurch, daß die zahlenmäßige Parität zwischen katholischen und evangelischen Theologen vorübergehend erreicht wird, und zum andern in der Zunahme der Chemie-Studierenden. In jene Zeit fällt die Wirksamkeit Justus von Liebig's. Seine Anziehungskraft äußert sich nicht nur in der größeren Anzahl von Chemikern und Pharmazeuten, deren Höhepunkt in das Jahr 1843 (68 Studenten) fällt, sondern auch

in der starken Zunahme der Ausländer. Es ist ein sehr heikles Gebiet, untersuchen zu wollen, wie weit der Ruf eines hervorragenden Universitätslehrers seine Zuhörerzahl direkt oder indirekt zu beeinflussen vermag. Eine solche Wechselwirkung wird vielfach arg überschätzt. Will der Statistiker vorsichtig sein — und eine solche Vorsicht ist nirgends mehr am Platze, als bei statistischen Schlüssen — so wird er, soweit das vorhandene Zahlenmaterial überhaupt für sichere Folgerungen verwertbar ist, sich darauf beschränken müssen, festzustellen, daß der berühmte Dozent, d. h. derjenige, der Schule macht, in erster Linie Ausländer heranzieht. Beim inländischen Studenten hängt die Wahl der Universität in der Regel von ganz anderen Faktoren ab, als von der Bedeutung des Lehrkörpers. Landsmannschaftliche Neigungen, finanzielle Gesichtspunkte, die Schönheit der Gegend, das Prüfungswesen, der Zug nach der Großstadt, das Verbindungswesen, ein gewisser Heerdentrieb, den die Mode begünstigt u. v. a. m. beeinflussen seine Entschliebung viel mehr, als die Lehrmittel und Lehrkräfte, die die einzelne Hochschule bietet. Beim Ausländer und bei denjenigen inländischen Universitätsbesuchern, die ihr Studium schon ganz oder wenigstens in der Hauptsache vollendet und ihre Examina abgelegt haben, ist die Sachlage erfahrungsgemäß eine ganz andere. Hier giebt der Dozent, was Wahl der Universität anbelangt, vielfach den Ausschlag. Die Gießener Universitätsstatistik aus ihrer früheren glänzendsten Periode, der Liebig'schen, bringt zu diesem Erfahrungssatze einen interessanten Beitrag. Zwei Drittel der Zuhörer Liebigs kamen nach Gießen von auswärts, und niemals hat Gießen verhältnismäßig soviel nichtdeutsche Studierende in der Matrikel der Universität gesehen, wie zu jener Zeit. Die Liebig'sche Periode belegt aber auch noch einen weiteren Erfahrungssatz, nämlich den, daß der berühmte bahnbrechende Gelehrte seine Zuhörer bei seinem Abgang in einen neuen und größeren Wirkungskreis nicht gleich nachzuziehen vermag. Er hat seine Universität international bekannt gemacht, und sie zehrt von dem dadurch geschaffenen Rufe und bleibt zugkräftig noch geraume Zeit nach seinem Weggange. Wir könnten das mit verschiedenen Bei-

spielen belegen, wollen indessen eine solche Untersuchung hier unterlassen. Doch möchten wir wenigstens andeuten, daß diese eigentümliche Erscheinung nicht nur auf Zufälligkeiten und Außerlichkeiten beruht. Nicht selten kommt es nämlich vor, daß die Assistenten und Mitarbeiter eines hervorragenden Lehrers, die am Orte bleiben, also gleichsam die Schule vertreten und fortsetzen, manchmal größere Lehrbefähigung und in erster Linie auch mehr Zeit und Frische haben als der Chef selbst. Und so dürfte es sich erklären, daß die Zahl der Chemiker und Pharmazeuten in Gießen auch nach dem Jahre 1852, wo Liebig Gießen verließ, um nach München überzusiedeln, noch eine ganze Reihe von Jahren sich auf verhältnismäßig namhafter Höhe bewegte.

In der absteigenden Kurve von 1847 bildet das Jahr 1861 mit 335 Studenten den Tiefpunkt. Dann erholt sich die Frequenz wieder langsam bis 1866 und sinkt von da aus wiederum fortgesetzt, wenn man von dem Kriegsjahre 1870/71 absieht, bis zum Jahre 1872. 1851 verschwanden die katholischen Theologen und wurden kasernirt. 1837/38 kommen die Architekten als Gießener Studenten auf, heben sich langsam auf die Zahl 20, sinken stark in den 50er Jahren und erreichen ihren Höhepunkt im Winter 1866/67 mit 32 Hörern, welche Zahl dann in den 70er Jahren stark heruntergeht, bis dann im Sommer 1875 das technische Studium an der Landesuniversität zu Gunsten der Technischen Hochschule ganz eingeht.

Am meisten interessiert uns natürlich die letzte Phase der Entwicklung der Gießener Universität; also diejenige, die einsetzt etwa nach dem größten Tiefstand anfangs der 70er Jahre und bis zur jüngsten Gegenwart hinführt. Diese Zeit seit Gründung des deutschen Reiches zerfällt in drei Abschnitte, die Periode von 1873—1880, die Periode von 1880—1896 und endlich die letzte und markanteste Periode von 1896—1902. In dem Zeitraum von 1872—1880 bewegt sich die Frequenz der Universität zwischen 304 und 374 Inskribierten. Im Durchschnitt dieser Jahre wird die zweite Hälfte des vierten Hunderts nicht erreicht. Dieser Standpunkt bleibt der zweiten Periode vorbehalten. Das vierte

Hundert wird im Sommer 1881 erreicht, und bereits drei Jahre später gelangt die Frequenz in das fünfte Hundert, welche Zahl in den folgenden 26 Semestern nur einmal nach unten (Winter 1886/87) und einmal nach oben (Sommer 1889) verlassen wird. Von 1884—1896 zeigt also die Frequenz ein eigentümliches Beharrungsvermögen. Es ist eine Stillstandsperiode, in der Gießen zu den kleinsten deutschen Universitäten mit einer Durchschnittsfrequenz von ungefähr 550 Studenten gehört. Diese zweite Stufe ist fernerhin im Gegensatz zu der früheren Zeit auch dadurch ausgezeichnet, daß Gießen, freilich in bescheidenem Umfange, den Charakter der „Sommeruniversität“ annimmt, d. h. daß fast stets die Sommerfrequenz sich gegenüber derjenigen in den Wintersemestern hebt. Diesen Charakter der Sommeruniversität hat dann Gießen auch in der letzten Periode beibehalten, allerdings lange nicht in dem Umfange wie neuerdings die Universität Kiel, wo die Studentenzahl im Sommer ganz regelmäßig auffällig anschwillt, um im Winter wieder stark zurückzugehen. Zu den ausgesprochenen Sommeruniversitäten gehörten neben Kiel schon längere Zeit Freiburg i. B. und noch länger als Freiburg das jetzt von diesem überflügelte Heidelberg.

Als letzte und seit dem Weggang Liebig's kräftigste Entwicklungsperiode Gießens kann man die Zeit von 1896—1902 bezeichnen. Dieser Zeitabschnitt trägt den Charakter eines unzweifelhaften, konstanten und allgemeinen Aufschwungs. Gießen rückt mit kräftigen Schritten aus der Reihe der kleinen deutschen Universitäten in diejenige der mittleren ein. Ein frisches Leben pulsiert in allen Teilen der hessischen Landesuniversität, und sie nimmt, auf das kräftigste unterstützt durch eine fürsorgliche und weitblickende Staatsregierung, den Wettbewerb mit anderen Universitäten mit unbestrittenem Erfolge auf. Es sind eine Reihe von Momenten, die diesen Aufschwung ursächlich erklären können. Einmal deckt sich diese letzte Periode offensichtlich mit der Modernisierung des ganzen hessischen Staatswesens, die sich auf allen Gebieten zeigt. Die Staatsregierung und die hessischen Stände zeigen eine offene Hand für kulturelle Bedürfnisse. Neue Institute,

die als Musteranstalten gelten dürfen, werden gebaut. Eine Gehaltsreform, die eine allgemeine Aufbesserung und eine feste Gehaltskala vorsieht, erlangt in den letzten Jahren Gesetzeskraft, und gleichzeitig zeigt sich die Staatsregierung entschlossen, die Selbstverwaltung der Universität, die ja für die Selbstverwaltungsaufgaben die Hauptsache, nämlich ein großes Maß von Intelligenz, von kollegialischem Sinn und Verantwortlichkeitsgefühl, verbürgt, auszubilden und innerlich zu kräftigen. Je mehr in dem größten Bundesstaat Preußen über bürokratische Bevormundung des Hochschulwesens berechtigte Klage geführt wird, desto wohler fühlt sich das Professorentum in einem Staatswesen, das geflissentlich mit der Zeit voranschreitet, die Freiheit der Wissenschaft gewährleistet und den Einzelnen nicht als Nummer, sondern als Individualität behandelt. Bismarck hat einmal gesagt, alles könne man auf die Dauer vertragen, nur keine schlechte Behandlung. Dieses Wort kann auch als Maßstab gelten für die Höhe und Art des Wohlbefindens, das gegenwärtig den Gießener Lehrkörper beherrscht.

Aber nicht nur der Darmstädter Zentralbehörde und der Opferwilligkeit der hessischen Stände dankt die Universität Gießen einen guten Teil ihres jetzigen Aufschwunges. Es hängt ganz unzweifelhaft auch mit der Entwicklung der Kommune Gießen zusammen. Alle ruhig beobachtenden Kritiker sind darüber einig, daß sich die Stadt Gießen in dem letzten Jahrzehnt ungemein verschönt und vervollkommen hat. Es galt, vieles Versäumte nachzuholen, und das letzte Regime der Stadtverwaltung, das seine Aufgaben ernst und energisch in einträchtigem Zusammenarbeiten von Magistrat und Bürgervertretung erfaßte, hat es in wenigen Jahren zuwege gebracht, daß das neue Gießen ein ganz anderes Angesicht bekam als das alte, arg zurückgebliebene. Manche meinen, daß diese neueste Entwicklung zu rasch und zu stürmisch vor sich gegangen sei. Wir wollen darüber hier nicht streiten. Einen gewissen unangenehmen Beigeschmack haben ja die großen und weitblickenden Umgestaltungspläne der Stadt Gießen unzweifelhaft gehabt. Aber solche Schattenseiten hat jeder wirkliche

Fortschritt, und jede Reform muß mit der Thatfache rechnen, daß sich ihre Urheber vorübergehend unpopulär machen. Allen Skeptikern aber, denen die Umwälzung zu rasch, zu unvermittelt und zu teuer erkauft erscheint, geben wir zu erwägen, wie sich denn in der gleichen Zeit andere Stadtgemeinden unseres engeren und weiteren Heimatslandes vorwärts entwickelt haben. Gegenüber dieser großartigen Hebung des deutschen Städtewesens konnte Gießen, wenn es nicht den Anschluß endgültig verpassen wollte, nicht zurückbleiben, und es wird gewiß eine Zeit kommen, wo man allgemein mit Genugthuung auf die Errungenschaften des neuen Systems zurückblickt. Der indirekte Nutzen, den es der ortsangesehnen Bürgerschaft schon jetzt sichert, zeigt sich nirgends deutlicher als in der Entwicklung der Universität, die der Stadt jährlich Hunderttausende auf dem Wege der vermehrten Konsumtion zuführt.

Es giebt aber noch andere Momente erfreulicher Art, welche den Aufschwung der Landesuniversität begleiten und erklären. In der letzten Periode, etwa von 1896 bis heute, hat sich auch in zunehmendem Umfange der Lehrkörper der Universität nicht nur vermehrt, sondern auch verjüngt. Zwar ist Gießen von jeher dadurch ausgezeichnet gewesen — wie alle kleineren Hochschulen —, daß jüngere und anstrebende Lehrkräfte für die Universität frühzeitig gewonnen werden konnten. In einem großen Staate durchläuft man die akademische Karriere vielfach mehr oder minder nach der Anciennität. Die Freiheit der Stellung im akademischen Berufe bringt es aber mit sich, daß man diese langsame Aufsteigungsmöglichkeit als bürokratische Fessel empfindet, zumal da der akademische Lehrer und Gelehrte im Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Produktionsfähigkeit in die verantwortlichen Stellen gesetzt sein will. Dieser erklärlichen Stimmung in den jüngeren Gelehrtenkreisen gegenüber ist der Kleinstaat vorübergehend vor dem größeren Staate im Vorteil. Da ältere Gelehrte von Ruf schon aus finanziellen Rücksichten nicht gewonnen werden können, so ist er auf die jüngeren angewiesen. Privatdozenten und Extraordinarien, die er in die ordentlichen Professuren beruft,

folgen natürlich diesem Rufe gern. Aber sehr bald tritt der Wettbewerb des größeren Staates wieder auf und macht der kleinen Universität die eben erst mit verhältnismäßig großen Opfern gewonnenen tüchtigen Kräfte wieder abspenstig. Der Vorteil ist also für die kleine Universität, wie gesagt, nur ein vorübergehender und verwandelt sich in einen Nachteil, weil es unmöglich dem akademischen Unterricht von Vorteil sein kann, wenn das Professorentum fortgesetzt wechselt. Kaum eine andere Universität, vielleicht mit Ausnahme der schweizerischen, hat früher unter diesem Mißstand so sehr zu leiden gehabt wie Gießen. Verfolgt man die Geschichte der Universität, so findet man, daß sie nur ein kurzes Durchgangsstadium für zahlreiche Gelehrte von Ruf bildete. Aber die neuen Professoren blieben Gießen nicht erhalten und machten von der enormen Freizügigkeit, die das Professorentum vor allen anderen Beamtenkategorien auszeichnet, rücksichtslos Gebrauch. Auch das hat sich glücklicher Weise in der jüngsten Zeit erheblich gebessert. Die Annehmlichkeiten materieller und ideeller Natur, die Gießen zu bieten vermag, sind größer geworden. Materiell unterstützt in erfreulicher Wechselwirkung die steigende Frequenz die ökonomische Position der Professoren, in ideeller Hinsicht kommen der kollegiale Zusammenhang, die besseren Lehrmittel, namentlich die großartigen neuen Institute, die Vielseitigkeit des Studentenmaterials und das freie Selbstverwaltungsrecht der Universität, das in der loyalsten Weise gewährleistet ist, in Frage. Und so zeichnet sich die neueste Periode der Universität Gießen nicht zum mindesten dadurch aus, daß die neu berufenen Professoren ansässiger und lokal-patriotischer werden. Dadurch bekommt die Hochschule einen stetigeren Charakter und äußert eine größere Anziehungskraft. Wenn man die kräftige und anhaltende Zunahme der Frequenz der Universität in den letzten Jahren genauer betrachtet, so fällt ohne weiteres eine Thatsache in die Augen, nämlich der größere Prozentsatz der Studierenden, die Nichtheffen sind gegenüber den Hessen. Dieser Prozentsatz erklärt fast allein die Zunahme der Studierenden in der fraglichen Zeit. Während die Zahl der in Hessen gebürtigen Studierenden un-

gefähr im Einklange steht mit der natürlichen Bevölkerungszunahme, kommt das Plus so gut wie ausschließlich auf die Zunahme der Nichthessen, namentlich aus anderen deutschen Bundesstaaten. Die Zahl der letzteren Gruppe von Besuchern ist von Jahr zu Jahr ständig gestiegen, und in dem Sommersemester 1902, das uns 1012 Studenten brachte, verzeichnet eine vorläufig aufgemachte Berechnung 605 Hessen und 397 Nichthessen, d. h.  $\frac{2}{5}$  der jetzt immatrikulierten Studenten, die in Gießen ihre akademische Ausbildung zu gewinnen suchen, stammen von auswärts, während 1866 das Verhältnis zwischen Hessen und Nichthessen etwa 9 : 1 war.

Die verhältnismäßige Zunahme der Studentenzahl in der wiederholt gekennzeichneten letzten Periode verteilt sich freilich nicht ganz gleichmäßig auf die einzelnen Fakultäten und Fächer. Am wenigsten nehmen an der Zunahme die Theologen teil. Verfolgt man ihre Zahl bis in die 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, so findet man, daß es in Gießen etwa bis zu Beginn des dritten Jahrzehntes verhältnismäßig recht viel Theologen, nämlich durchschnittlich etwa 100 gab. Diese Zahl geht dann ganz langsam bis in das fünfte Jahrzehnt auf die Hälfte herunter. Gegen Ende der 60er Jahre fällt die Zahl dann weiter und erreicht im Wintersemester 1874/75 mit 8 Studenten den größten Tiefstand. Auch in den zehn Jahren von 1870—1880 ergibt der Semester-Durchschnitt nur etwa 16 Theologen. In den 80er Jahren steigt dann wieder ihre Zahl und überschreitet wiederholt und jahrelang etwas die Zahl 100, bis dann die 90er Jahre, die einen Durchschnitt von 71 Studierenden aufweisen, eine mäßige, erheblichen Schwankungen nicht ausgesetzte, Schmälerung der Frequenz bringen. In den letzten 5 Semestern studieren in Gießen durchschnittlich 64 Theologen, in dem jetzt laufenden Sommersemester ist die Zahl gestiegen. Eigentümlich ist der theologischen Fakultät in Gießen, was die Zuhörerschaft anbetrifft, der Charakter als reine Landesuniversität, der sich in der letzten Zeit besonders stark ausgeprägt hat. Zu den theologischen Modemuniversitäten hat Gießen anscheinend nie gehört. Hierfür kamen früher besonders Greifswald, Halle und Erlangen in Frage, neuerdings giebt Greifswald an

andere Hochschulen einen Teil seiner Theologen ab. Im übrigen nimmt Gießen, was Theologiestudierende anbetrifft, längst nicht die niedrigste Stelle ein, wie denn überhaupt das Studium der evangelischen Theologie in der Frequenzziffer aller deutschen Hochschulen mit der Entwicklung der anderen Fakultäten lange nicht Schritt gehalten hat.

Auch die juristische Fakultät in Gießen trägt, da Gießen nicht als Vergnügungs-, sondern als Arbeitsuniversität bewertet wird und insolgedessen von dem „Zuge nach dem Westen“ kaum einen nennenswerten Vorteil hat, einen vorwiegend landsmannschaftlichen Charakter. Die Juristen zeigen zwar in dem letzten Jahrzehnt eine Zunahme von 100 pCt., aber in dem letzten Lustrum hat sich die Vermehrung nur in verhältnismäßig engen Grenzen ungefähr auf der Höhe von 200 Studierenden gehalten. Fast alle Studierenden der Jurisprudenz gehören dem Großherzogtum Hessen an. In dem jetzt laufenden Sommersemester ist die Höhe von 207 erreicht worden, eine Zahl, die allerdings seit 1829 auch nicht annähernd erstiegen worden ist. Freilich muß man hierbei, wie schon oben angedeutet, den gleichzeitigen Rückgang des kameralistischen Studiums mit berücksichtigen. Denn wenn nicht dieses Studium in zeitgemäß reformierter Form wieder auslebt, was u. G. zu wünschen ist, werden die hessischen Juristen berufen sein, als *beati possidentes* von den kameralistischen Stellen Besitz zu ergreifen.

Die eigentliche Zunahme der Studentenzahl der Ludoviciana, die auf Zuzug aus anderen Bundesstaaten, wie schon hervorgehoben, beruht, mußte sich also in den beiden Fakultäten zeigen, wo eine größere Freizügigkeit der Studierenden tatsächlich oder rechtlich vorhanden ist, bezw. in denjenigen Fächern, die neuerdings mehr in Aufschwung gekommen sind. In der philosophischen Fakultät kommen hier namentlich die Mathematik, die Naturwissenschaften und die neuere Philologie in Frage. Die Zahl der Mathematiker hat sich seit 1896 beinahe verdreifacht, die der Naturwissenschaftler, ausschließlich der Chemie, vervierfacht und diejenige der neueren Philologen verdoppelt. Die Zahl der Che-

mifer und Pharmazeuten hält sich seit Jahren ziemlich konstant, etwa auf der Durchschnittshöhe von 65, etwa zwischen 50 und 80. Die übrigen Fächer der philosophischen Fakultät, namentlich die klassische Philologie und die Geschichte, zeigen in der Zuhörerzahl keine besonders nennenswerten Schwankungen.

Eine Sonderstellung nimmt das forstwissenschaftliche Studium in Gießen ein. In der ersten Zeit seines Bestehens ist die Frequenz nicht allzustarken Schwankungen unterworfen; ein Höhepunkt wird im Winter 1862/63 mit 59 Hörern erreicht. In den 90er Jahren läßt dann der Besuch wieder stark nach, steigt aber in den letzten Semestern fast andauernd und erreicht in diesem Semester die Zahl 54, die nur 1863 um eine Kleinigkeit überholt worden war.

In der medizinischen Fakultät herrscht bekanntlich die größte Freizügigkeit. Es hängt dies mit der reichsgesetzlichen Ordnung des Prüfungswesens zusammen. Die Mediziner erreichen in den 60er Jahren vorübergehend wieder die Zahl 100, die sie schon früher gelegentlich überschritten hatten. Von 1865 bis zum Ende der 80er Jahre bewegt sich die Zahl, von einem Semester abgesehen, erheblich unter 100, und von da an etwa bis in die Mitte des neunten Jahrzehntes ist die Zahl der Mediziner etwas über 100 und steigt dann über die zweite Hälfte des zweiten Hunderts hinaus. Der Höhepunkt wird im vorigen Wintersemester mit 171 erreicht. In diesem Semester ist ein nicht ganz unerheblicher Rückgang auf 157 zu verzeichnen. Drei Fünftel der Medizinistudierenden sind Nichthessen, während von den Naturwissenschaft Studierenden die größere Hälfte nicht aus Hessen stammt.

*Bekanntlich ist die Giessener medizinische Fakultät die einzige deutsche, in die das Tierarzneistudium organisch eingliedert ist. Das Veterinärstudium an der hessischen Landesuniversität besteht seit 1828 ununterbrochen, bietet aber lange Zeit nur sehr bescheidene Zuhörerziffern. Bis 1866 wird die Zahl 30 niemals erreicht und die Zahl 20 wird nur im Jahre 1866 überschritten. Von 1867—1883 weist der Halbjahresdurchschnitt nur 12 Veterinäre auf. Die eigentliche Zunahme der*

*Veterinärmediziner, die für die Frequenzstatistik der Giessener Hochschule als besonders charakteristisch erachtet werden muss, setzt, soweit sie andauernd ist, erst im Sommer 1896 ein und steigt von diesem Zeitpunkte geradezu ungestüm auf das Vierfache, nämlich auf 176 in diesem Sommersemester. Es war also diesem letzten Semester vorbehalten, dass die Zahl der Veterinäre diejenige der eigentlichen Mediziner überflügelte. Auf die Studierenden der Tierheilkunde kommt dann auch der Löwenanteil der Immaturi, denn mehr als vier Fünftel derselben verfügen über kein Reifezeugnis. Ob die Entwicklung des Studiums der Tierheilkunde in Giessen, die geradezu eine stürmische zu nennen ist, eine gesunde sei, kann füglich bezweifelt werden. Bedenken der Art sind auch dann am Platze, wenn man nicht unberücksichtigt lässt, dass bei den neuzeitlichen Verschiebungen in den Produktionsbedingungen in dem deutschen landwirtschaftlichen Gewerbe der Nutzviehstand ganz erheblich an Bedeutung zugenommen hat und dieser Teil des Volkswohlstandes weiter Gebiete des deutschen Reiches durch Viehseuchen in erhöhtem Umfange bedroht wird. Der Veterinärmedizin erwachsen aus diesen Gefahren erhöhte Aufgaben und eine grössere volkswirtschaftliche Bedeutung. Die Wissenschaft der Tierarzneikunde hat in dem letzten Jahrzehnt anerkannte Fortschritte gemacht, und das Bestreben, dem platten Lande technisch umfassend ausgebildete Tierärzte in grösserer Anzahl zur Verfügung zu stellen, verdient unbedenklichen Beifall. Auf der anderen Seite ist aber nicht recht einzusehen, warum gerade das kleine hessische Land berufen sein soll, selbstlos die Ausbildung der Veterinäre für einen grossen Teil Deutschlands zu übernehmen, und ebenso findet die Frage, ob es erwünscht ist, dass der Universität Giessen eine so stark anwachsende Zahl von Nichtabiturienten zugeführt werden solle, eine verschiedene Beantwortung. Die herrschende Meinung, die an den geschichtlichen Grundlagen unseres deutschen Universitätswesens, unter denen die deutschen Hochschulen zu den führenden in der Kulturwelt emporgehoben worden sind, festzuhalten entschlossen ist, mag man auch in dem grössten*

*Bundesstaate Preussen noch so viele gewagte Neuerungsversuche in entgegengesetzter Richtung zu erzwingen suchen, erblickt in der Zahl der Universitätsbesucher, die kein Reifezeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule mitbringen, einen wertvollen Massstab für das allgemeine wissenschaftliche und soziale Niveau der einzelnen Studentenschaft. Solange das Erfordernis der Maturität nicht als allgemeine Vorbedingung des Studiums der Tierheilkunde anerkannt ist, wird man ihrer Hörerschaft die Gleichberechtigung auf den Universitäten nur bedingungsweise zugestehen. Eine grosse Anzahl von Immaturi ist und bleibt ein ernster Schönheitsfehler jeder Universität und in Giessen stellen zu dieser Kategorie die Veterinäre beinahe 80%.*

So erheblich diese Zahl auch ist, so darf sie aber nicht zu übertriebenen Schlüssen verführen. Die Anschauung, auf die man vielfach auswärts stößt, daß der ganze Frequenzaufschwung der Universität Gießen auf Rechnung der Veterinäre zu setzen sei, ist durchaus schief; denn hier wird übersehen, daß die hessische Landesuniversität in allen ihren sonstigen Teilen eine zunehmende Blüte aufweist und daß die Steigerung der Frequenz in der größten Fakultät, der philosophischen, die nur eine ganz verschwindende Anzahl von Immaturi (im Wintersemester 1901/02 waren es nur 25) aufweist, allein einen vollgültigen Ausgleich gegenüber den Veterinären bringt. Die philosophische Fakultät ist jetzt ebenso groß, wie jahrelang die Gesamtuniversität zusammen.

Im übrigen haben auch andere Universitäten ohne das Studienfach der Tierarzneikunde nicht unerhebliche Quoten von Studierenden ohne Reifezeugnis. Wir erinnern nur an Königsberg, Breslau, Halle und Bonn. In Königsberg waren im vorletzten Winter an Immaturi eingeschrieben 69 Studierende, das sind 8% der Gesamtzuhörerschaft. Die betreffenden Zahlen in Breslau sind 202 (11 1/2%), in Halle 235 (13 1/2%), und in Bonn 446 (26 1/2%), während in Gießen der Prozentsatz der Studierenden ohne Reifezeugnis sich auf rund 14 1/2% beläuft.

Am besten zeigt sich der jetzige Gesamtaufschwung der Universität Gießen, der durch keine mißgünstige Kritik verkleinert werden kann, in der einfachen Mitteilung der Fakultätsziffern dieses Sommersemesters:

Theologische Fakultät	67	Studierende
Juristische Fakultät	206	Studierende
Medizinische Fakultät	333	Studierende
Philosophische Fakultät	410	Studierende.

Vor 25 Jahren (Sommersemester 1877) waren die entsprechenden Zahlen:

Theologische Fakultät	20	Studierende
Juristische Fakultät	83	Studierende
Medizinische Fakultät	75	Studierende
Philosophische Fakultät	143	Studierende.

Die Zunahme in diesem letzten Vierteljahrhundert ist also in Prozenten ausgedrückt:

in der theologischen Fakultät	335 %
in der juristischen Fakultät	248 %
in der medizinischen Fakultät	430 %
in der philosophischen Fakultät	287 %.

Leider liegen zur Zeit die Personalbestandsregister der deutschen Universitäten für das Sommersemester 1902 im Drucke noch nicht vor. Wir können also die jetzige Frequenz der Ludoviciana mit derjenigen der deutschen Schwesteruniversitäten noch nicht in Vergleich bringen. Wollen wir auf eine solche Parallele, die ja besonders lehrreich ist, nicht Verzicht leisten, so müssen wir uns an die Ausweise für das vorhergehende Wintersemester 1901/02 halten. Auf Grund dieser Belege ergibt sich, daß Gießen von den 21 deutschen Universitäten, einschließlich der Akademie Münster in W., im Wintersemester die fünfzehnte Stelle eingenommen hat. Ein Vierteljahrhundert vorher stand Gießen an der drittletzten, also neunzehnten Stelle. Hinter Gießen rangierten damals nur noch

Münster und Rostock, während im verflossenen Winter Gießen die sechs Universitäten: Greifswald, Jena, Kiel, Königsberg, Münster und Rostock überflügelt hatte. Da im nächsten Wintersemester die Akademie Münster die langersehnte juristische Fakultät zugestanden erhält, und die westfälischen Juristen ganz vorwiegend unsere hessische Nachbaruniversität Marburg bezogen, so muß die Marburger Juristenfakultät darauf gefaßt sein, etwa die Hälfte ihrer Juristen an die westfälische Provinzialhauptstadt abgeben zu müssen. Es bedeutet das für sie einen Verlust von etwa 100 Studenten, sodaß es nicht unwahrscheinlich ist, daß im nächsten Wintersemester Gießen an die achtlezte Stelle unter den deutschen Universitäten rückt und Marburg überwindet. Möglich ist sogar, daß Münster, das in den letzten Jahren einen sehr raschen Aufschwung genommen hat, ebenfalls Marburg schlägt und in der Zuhörerzahl auch mit Gießen in ernstem Wettbewerb tritt. Unterstützt wird es jedenfalls in dieser Richtung hin durch die starke Zunahme der Studierenden der katholischen Theologie, die auch ein Zeichen der Zeit ist.

Was nun den Lehrkörper der Gießener Hochschule in seiner Entwicklung in den letzten 50 Jahren anbetrifft, so hat derselbe natürlich ebenfalls Änderungen und Erweiterungen erlebt. Sie stehen aber nicht annähernd im Einklang mit der Zunahme der Studentenschaft. Vor 50 Jahren wirkten in Gießen 59 Universitätslehrer, vor 25 Jahren waren es 53; inzwischen war nämlich die katholisch-theologische Fakultät aufgelöst und die technischen Fächer nach Darmstadt übertragen worden. Nach weiteren 25 Jahren, also gegenwärtig, besteht der Lehrkörper der Ludoviciana aus 77 Dozenten. Auf diese Entwicklung im Einzelnen einzugehen, bleibt einer späteren Betrachtung vorbehalten. In dieser soll auch die sehr bemerkenswerte Gestaltung der Budgetverhältnisse des Universitätssetats behandelt werden, und endlich soll eine Untersuchung nach der Richtung hin angestellt werden, die, soviel uns bekannt, noch nirgends versucht worden ist, welche finanzielle Vorteile die Stadt Gießen mittelbar und unmittelbar aus ihrer Eigenschaft als Universitätsstadt genießt. Für eine solche Untersuchung sind freilich umfangreiche Vorarbeiten über die Steuer-

kraft der Professoren, die Konsumtion von Professoren und Studenten, die Bezüge der Universitätsinstitute am Orte, das Maß des Fremdenverkehrs, den die Universität, namentlich die Kliniken, geweckt haben, und endlich über die Entlastung des Kommunaletats durch die großen Krankenhäuser u. s. w. u. s. w. notwendig. Diese Vorarbeiten sind aber zur Zeit noch lange nicht abgeschlossen.

Gießen, Pfingsten 1902.

B—r.

### III.

## Die erste Erwiderung.

Im Gießener Anzeiger erschien am 27. Mai d. J. (Nr. 121 der Zeitung) folgendes „Eingefandt“:

Gießen, 26. Mai 1902.

Der geehrte Verfasser der Festzeitung hat dem veterinärmedizinischen Studium an der Universität eine längere Betrachtung gewidmet, in welcher ich Verschiedenes anzufechten habe.

Es stimmt, daß auf die Veterinärmediziner der Löwen-Anteil der Immaturi kommt. Das bedurfte aber gar nicht Ihrer Feststellung, es ist auch eine leicht verständliche Erscheinung, da in den gesetzlichen Bestimmungen nur die Reife für die Unterprima verlangt wird. Machen Sie deshalb nicht uns dafür verantwortlich, daß wir immatur sind, sondern die gesetzlichen Bestimmungen und den hohen Bundesrat, der bereits vor längerer Zeit eine anderweitige Regelung unseres Studiums versprochen, aber bisher sein Wort nicht erfüllt hat. Sie würden sich in Ihrem wie in dem Sinne der Tierärzte außerordentlich verdient machen, wenn — Sie gerade — bei einem hohen Bundesrate noch einmal speziell und persönlich um die Einführung des Abituriums für die Tierärzte petitionieren würden, mit der Begründung, daß die immaturen Tierärzte ein Schönheitsfehler der Universität Gießen wären. Auf die Antwort bin ich neugierig.

Sie fragen sich, wie kommt das kleine hessische Land dazu — selbstlos — die Ausbildung der Veterinäre für einen großen

Teil Deutschlands zu übernehmen? Verlegen Sie nicht mit diesen Worten aufs schwerste das Gastrecht, das wir Veterinärmediziner gern und dankbar genossen haben, wofür wir aber auch schwere Kollegiengelder zahlen müssen? Sind die deutschen Hochschulen nicht jedem Deutschen geöffnet? Nach Ihrer partikularistischen Ansicht also sollen in Gießen nur Hessen, in Tübingen nur Württemberger usw. studieren! So spricht ein Deutscher im Jahre 1902! Und studieren nicht viele Hessen in Berlin, Göttingen, Leipzig, Heidelberg und München? Wie würden sich die Herren beklagen, wenn ihnen in Leipzig bedeutet würde: warum kommt Ihr hierher? wir haben keinen Grund Euch auszubilden, laßt Euch in eurer Heimat unterrichten! Ich will hier gleich anführen, wieviel der hessische Staat für die Veterinärmediziner selbstlos ausgiebt; da sind im Staatsbudget 1902/03 für Tierheilkunde 23 615 Mark ausgeworfen, das macht bei 168 Studenten auf den Kopf 140 Mark, während für einen Theologen entsprechend 440 Mark geopfert werden. Dazu steht Gießen mit seinen veterinärmedizinischen Instituten in Deutschland an allerletzter Stelle. Von Selbstlosigkeit des hessischen Landes den Veterinärmedizinern gegenüber ist da wohl nicht zu reden, dieses Attribut möchte ich einzig unseren Professoren beigelegt wissen, die es mit anerkennungswerter Geschicklichkeit verstehen, die große Menge unserer Studierenden in den unzulänglichsten Räumen unterzubringen. Ein großer Irrtum Ihrerseits ist es auch zu behaupten, daß die Maturitas, wie sie jeder Deutsche heutzutage kennt, zu den geschichtlichen Grundlagen der Universität gehört. Wissen Sie nicht, daß Jahrhunderte lang bloß ein Empfehlungsschreiben des Vorstandes einer Schulanstalt, Gymnasii, Schule, Akademie, eines Geistlichen oder Lehrers genügte, Studiosus zu werden, daß ein Abiturientenexamen in Preußen erst 1788 durch königliches Machtwort eingeführt wurde?

Zum Schlusse verwahre ich mich im Namen vieler Kollegen ganz entschieden dagegen, daß Sie uns die Gleichberechtigung mit den anderen Studenten nur bedingungsweise zugestehen. Dieser Versuch Ihrerseits uns zu Studenten zweiten Ranges herabzudrücken, noch dazu in einer Festzeitung, die in Tausenden von

Exemplaren im Lande verbreitet wird, ist eine schwere Beleidigung für alle Veterinärmediziner und bedeutet eine schwere Störung des akademischen Friedens, für deren Folgen Sie als Verfasser allein die Verantwortung tragen.

Paul Kublisch, cand. med. vet.

Das vorliegende „Gingefandt“ aus studentischen Kreisen habe ich bislang aus begreiflichen Gründen vollständig ignoriert. Am liebsten würde ich auch fernerhin auf diesem Standpunkt beharren. Indessen erscheint mir das in dieser artenmäßigen Darstellung nicht mehr zulässig und zweckmäßig zu sein, einmal um deswillen, weil in dieser ersten Rundgebung Momente berührt werden, die in den anderen nicht vorkommen, und ferner, weil es nahe liegt, hinter dem Studenten der Tierheilkunde, der hier im Namen seiner Kommilitonen spricht, einen Berater zu vermuten, der ihm interessenverwandt, aber kein Student ist.

Dem oder den Verfassern dieses Gingefandts habe ich folgendes zu erwidern:

1. Ich finde es wenig hübsch, daß man mich für so töricht hält, ich hätte den Veterinären vorwerfen wollen, daß sie Immaturi seien. Man soll den Gegner, selbst wenn man sich über ihn noch so sehr geärgert hat, niemals als gedankenlos einschätzen. Was ich bedauernd hervorgehoben habe, war im wesentlichen das, daß von allen medizinischen Fakultäten des deutschen Reiches die Gießener allein Studenten der Tierarzneikunde, die nur das sog. „Zeugnis für das Fach“ haben, als gleichberechtigt mit anderen Medizinern zuläßt. Gießen kommt also diesem Fache besonders entgegen, was auch die Würde des Dr. med. vet., ebenfalls ein Unikum Gießens, beweisen dürfte.

2. Die große Anzahl der immaturen Veterinärstudenten, welche Gießen vor allen anderen Hochschulen auszeichnet, erkläre ich mir etwas anders, als der Herr Einsender. Dieser Herr scheint zu meinen, daß so viele Gießener Veterinäre des-

halb kein Reifezeugnis besäßen, weil das reichsgesetzlich nicht vorgeschrieben ist. Ich dagegen wage zu vermuten, daß recht Viele, welche sich dem veterinärmedizinischen Studium zuwenden, dies nur aus dem Grunde tun, weil ihnen dank ihrer unzureichenden Vorbildung die meisten anderen Universitätsfächer verschlossen sind. Sobald das Abiturientenzeugnis in der zu erwartenden neuen Prüfungsordnung gefordert werden wird, wird die Zahl der Veterinärstudenten — davon bin ich fest überzeugt — mit einem Schlage in Gießen stark zurückgehen. Ich schätze diesen Rückgang, den unsere Hochschule vom nächsten Frühjahr an erleiden wird, auf etwa 40% der jetzt Immatrikulierten. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß wir dann die stolze Zahl Tausend, die wir eben erst gebührend gefeiert haben, wieder verlassen. Darüber besonders betrübt zu sein, liegt aber m. E. keine zwingende Veranlassung vor.

3. Der Herr Einsender hat mir den ironischen Rat gegeben, „ich sollte mich doch persönlich an den deutschen Bundesrat wenden und für die Einführung des Abituriums für Tierärzte petitionieren. Auf die Antwort, die ich von dorthier erhielt, sei er neugierig.“ Nun hat ja der Bundesrat inzwischen überraschend prompt uns beiden eine Antwort gegeben, mit der ich ganz zufrieden bin und die des Herrn Einsenders Neugierde wohl auch befriedigen kann. Es war ja recht fatal, daß der Bundesrat wenige Wochen, nachdem das Gesandte erschienen war, mit einem so folgenschweren Beschlusse herauskam, wonach vom Frühjahr 1903 an zum Studium der Tierarzneikunde im deutschen Reiche Niemand mehr zugelassen werden darf, der nicht das Reifezeugnis einer Vollanstalt beibringen kann. Wie der Bundesrat seinen Beschluß begründet hat, entzieht sich freilich meiner Kenntnis. Wenn er sich aber der Begründung des bayerischen Initiativ-Antrages angeschlossen hat und sich gar diejenige des Direktors der Königlichen Tierarzneischule in Hannover, Herrn Geheimrats Professor Dr. Dammann, die ich in dieser Broschüre ebenfalls zum Abdruck bringe, zu eigen gemacht haben sollte, so müßte

eigentlich dagegen wiederum von dem Herrn Kuhlisch und dem Herrn Dekan der hiesigen medizinischen Fakultät „Protest“ eingelegt werden.

4. Der Herr Einsender bestreitet, daß das Maturitäts-examen zu den geschichtlichen Grundlagen des deutschen Universitätsunterrichts gehöre, denn es sei erst 1788 eingeführt worden. Eine Institution, die 114 Jahre alt ist, erachte ich für eine historische, ebenso etwa wie die allgemeine Wehrpflicht, die Abschaffung der Leibeigenschaft und des Zopfes. Jedenfalls ist das Abiturientenexamen fast ebenso alt wie die Tierheilkunst als selbständige Wissenschaft, die vorher nur gelegentlich durch Militärroßärzte ausgeübt wurde, sonst ganz vorwiegend in den Händen von Schmieden, Hirten und Dorfbadern ruhte. Die erste deutsche Tierarzneischule wurde 1778 in Hannover errichtet. Schon weniger historisch ist dagegen, daß diese Schulen „Hochschulen“ sind. Erst 1887 ist das ihnen zugestanden worden, und das „Zeugnis fürs Fach“ (Reifezeugnis für Unterprima) besteht auch erst seit 1878.

5. Der Herr Einsender hält mich für einen hessischen Partikularisten, weil ich es aus verschiedenen Gründen für bedenklich erklärt habe, daß die hessische Landesuniversität auf dem besten Wege ist, sich zu einer der frequentiertesten und beliebtesten Bildungsstätten für Veterinäre in ganz Deutschland herauszuwachsen. Demgegenüber habe ich festzustellen, daß ich weder gebürtiger Hesse bin, noch Partikularist. Die 5 Semester, die ich in Gießen wirke, haben nicht hingereicht, mich zum Partikularisten zu machen. Aber seit 5 Semestern bin ich Großherzoglich Hessischer Professor der Staatswissenschaften und habe in dieser Stellung auch das Gebiet der Finanzwissenschaft zu pflegen. Dieser Lehrauftrag zwingt mich, den Hessischen Finanzen, namentlich den Budgetverhältnissen, meine fortgesetzte und ernste Aufmerksamkeit zu widmen. Es ist allgemein bekannt, daß die Hessischen Finanzen trotz ungewöhnlich starker Anspannung der Steuerbelastung zu wünschen übrig lassen, und daß Hessen neuerdings mit einem nicht unerheb-

lichen Defizit arbeitet. Dieser Tatsache gegenüber muß man Staatsregierung und Ständen doppelten Dank wissen, daß sie sich damit einverstanden erklärt haben, daß das kleine Land in richtiger Bewertung seiner Kulturaufgaben immer neue Opfer für zwei große und blühende Hochschulen bringt. Wenn man aber diese Staatsausgaben scheiden will in notwendige und weniger dringliche, so rechne ich die Ausgaben für das Veterinärstudium unbedingt zu den letzteren. Eine ganze Reihe Bundesstaaten kommen ohne Tierarzneischulen aus. Der hessische Staat aber glaubt, sich die Unterhaltung einer Sonderfakultät leisten zu können, und die Folge ihres Frequenzschwunges sind kostspielige Neubauten. Ein wirkliches Landesbedürfnis für dieselben liegt nicht vor, denn von den 176 Veterinären, die in Gießen studieren, stammen nur 22 aus dem Großherzogtum.

6. Endlich habe ich die Berechnungen, die der Herr Einsender über die Jahresausgaben des hessischen Staates für das Veterinärstudium gemacht hat, etwas näher zu betrachten. Er hat aus dem hessischen Haushaltsgesetz für 1902/03 ausgerechnet, daß für das Tierarzneistudium nur 23 615 Mark ausgeworfen seien. Wie er oder sein Gewährsmann, der offenbar noch nicht oft einen Etat zu Gesicht bekommen hat, zu dieser Ziffer kommt, ist mir unerfindlich.

Hier wäre ein Privatissimum über Budgetverhältnisse sehr wohl am Platze. Bekanntlich unterscheidet man zwischen einem Ordinarium und einem Extraordinarium; ersteres für laufende Ausgaben, letzteres für einmalige größere. Im Ordinarium sind diesmal 43 445 Mark vorgesehen, das ist beinahe doppelt so viel, als oben angegeben. Sehr wichtig ist aber auch das Extraordinarium. Dort findet sich als erste Rate für Neubauten der Veterinärinstitute eine Summe von 150 000 Mark. Weitere 450 000 Mark sind für diese Neubauten, die jetzt als unentbehrlich erachtet werden, bestimmt in Aussicht genommen, und die Hessischen Stände haben diese Forderung bereits im Prinzip gebilligt. Voraussichtlich wird

der Rest bereits im nächsten Jahre angefordert werden, sodaß dem Staate dann eine jährliche Zinsenlast von 21 000 Mark neu erwächst. Das macht eine Gesamtjahresausgabe von 64 445 Mark, wobei ich ganz unberücksichtigt gelassen habe, daß die Veterinäre auch an gewissen Ausgaben für andere Universitätsinstitute und Fächer partizipieren. Der neue Bauplan ist seiner Zeit ausdrücklich vor dem Parlament mit der Begründung verteidigt worden, daß die stark steigende Zahl der Veterinärstudenten nicht mehr in den bisherigen Hörsälen und Instituten untergebracht werden könne. Für die gebürtigen Hessen würden die bisherigen Institute dagegen gewiß noch Jahrzehnte lang ausgereicht haben.

Kein deutscher Bundesstaat gibt also für das Veterinärstudium so viel aus, wie der hessische. Hessen zahlt verhältnismäßig acht mal so viel für diese Zwecke, wie das Königreich Preußen. Eine solche freiwillig auferlegte Selbstbelastung darf man mit vollem Recht als „selbstlos“ bezeichnen. Ich halte diesen Ausdruck also in vollem Umfange aufrecht. Würde der hessische Staat jedem Veterinärstudenten, der die Landesangehörigkeit hat, jährlich ein Stipendium von 1000 Mark geben und ihn veranlassen in München oder Hannover zu studieren, so würde er jährlich ein Geschäft machen von über 42 000 Mark. Mit diesen 42 000 Mark könnte er die Theologische Fakultät in Gießen, die der Herr Einsender in wenig bescheidener Weise zum Vergleich mit der seinigen herangezogen hat, vollständig unterhalten und behielte noch 10 000 Mark übrig, die einen großartigen Stipendienfonds für Studierende abgäben.

#### IV.

## Drei Anschläge am schwarzen Brett der Universität.

Die hier zum Abdruck gebrachten Aktenstücke bedürfen kaum eines Kommentars. Einiges, was hierüber gesagt werden könnte, habe ich oben in Kapitel I angeführt.

### 1. Anschlag.

Der Herr Verleger des „Gießener Anzeigers“ hat mir eine größere Anzahl der heutigen Festnummer „Statistisches über die Frequenz der Universität Gießen“, die bei Gelegenheit der Immatrikulation des 1000. Studenten erschienen ist, zur Verfügung und Gratisverteilung an die Herren Studierenden überlassen. Diejenigen Herren, die ein Exemplar der Festschrift zu besitzen wünschen, ersuche ich, sich bei mir zu melden.

Gießen, den 23. Mai 1902. Fr. W. Stork, Verwalter.

### 2. Anschlag.

Den Herren Kommilitonen gebe ich bekannt, daß die von der Schriftleitung des Gießener Anzeigers herausgegebene „Festnummer aus Anlaß der Immatrikulation des 1000. Studenten“, deren Titel und statistischer Inhalt ihr einen amtlichen Stempel zu verleihen scheint, ohne meine Kenntnis und Mitwirkung erschienen ist. Die von mir nicht angeordnete,

aber aus Gründen für freie Meinungsäußerung vorläufig geduldete Verteilung der Schrift im Kollegienhause habe ich, nach der Erklärung von Studierenden, daß sie die Schrift als Störung des akademischen Friedens ansähen, aufgehoben. Nachdem damit die Meinung beseitigt ist, daß die Festnummer einen anderen als privaten Charakter trage, füge ich hinzu, daß ihre Äußerungen nur theoretischer Natur sind und auf die rechtliche Stellung von Studierenden nicht den geringsten Einfluß haben.

Gießen, den 28. Mai 1902.

Hansen.

### 3. Anschlag.

Da eigentümlicher Weise immer noch hier und da darüber Zweifel obzuwalten scheinen, wer der Verfasser des Artikels im „Gießener Anzeiger“ vom 25. d. M. „Statistisches über die Frequenz der Universität Gießen“ sei, erkläre ich, daß ich der Verfasser bin. Für diese meine Privatarbeit übernehme ich nach wie vor die alleinige und volle persönliche Verantwortung nach jeder Richtung hin. Die Anschauung, daß mein Artikel, sei es im Titel, sei es in der Verwertung statistischen Materials, den Schein eines amtlichen Stempels habe erwecken können, weise ich auf das Nachdrücklichste zurück. Sie findet in der Form meiner Veröffentlichung nirgends eine Unterstützung; ihr Inhalt spricht direkt dagegen.

Gießen, den 30. Mai 1902.

Dr. jur. et phil. M. Biermer,  
o. ö. Professor der Nationalökonomie und Statistik.

V.

Drei weitere „Eingesandt“ im  
„Gießener Anzeiger“.<sup>1)</sup>

1.

(„Gießener Anzeiger“ vom 30. Mai 1902.)

Die Festnummer des „Gieß. Anz.“ aus Anlaß der Immatriculation des 1000sten Studenten an der Landes-Universität, als deren Verfasser sich ein Herr „Br.“ zeichnet, enthält einen Abschnitt über die Stellung der Veterinär-Medizin an unserer Universität, gegen welchen ich hiermit als Dekan der vereinigten medizinischen Fakultät Protest erhebe. Zunächst wurde durch verschiedene Umstände (Ankündigung der Verteilung durch den Hausverwalter des Kollegiengebäudes, Bezeichnung als „Festnummer“ etc.) der Anschein erweckt, als ob es sich um eine von den Universitätsbehörden ausgehende oder wenigstens genehmigte Veranstaltung handele. Diese Annahme ist nach den mir vom Rektorat auf Anfrage gemachten Mitteilungen völlig falsch. Es handelt sich lediglich um eine sachlich größtenteils unrichtige Meinung eines Einzelnen, deren Aussprache, zudem in einer sogenannten Festnummer, völlig unangebracht erscheint.

Die Reorganisation des veterinär-medizinischen Unterrichts an der Landes-Universität, bei welcher ein veterinär-medizinisches Kollegium an die medizinische Fakultät unter

<sup>1)</sup> Die im Text durch Sperrung hervorgehobenen Worte sind das auch im Original.

Bildung der vereinigten medizinischen Fakultät angegliedert wurde, ist das gemeinsame Werk der medizinischen Fakultät und der neu berufenen Professoren der Veterinär-Medizin, nicht minder aber des gesamten Senates der Landes-Universität, von welchem die betreffenden Vorschläge der Fakultät gebilligt worden sind, und in ausschlaggebender Instanz der Großh. Regierung unter Zustimmung der Landstände zu den erforderlichen Ausgaben.

Diese Reorganisation wäre auch dann sachlich nötig gewesen, wenn ein Zuwachs an nicht hessischen Studierenden der Veterinär-Medizin überhaupt nicht zu erwarten gewesen wäre. Wenn diese in den letzten Semestern in so großer Zahl nach Gießen gekommen sind, so beweist dies nur, daß die geschaffenen Einrichtungen bezw. die sie repräsentierenden Personen selbst bei den z. B. noch bestehenden bescheidenen Instituts-Verhältnissen im Stande sind, Studierende anzu ziehen. Die Äußerung, „warum gerade das kleine hessische Land berufen sein soll, selbstlos die Ausbildung der Veterinäre für einen großen Teil Deutschlands zu übernehmen“, ist bei dieser Sachlage als unbegründet zu bezeichnen.

Den Studierenden der Veterinär-Medizin zur Feier des 1000. Studenten, dessen rasches Erscheinen zum Teil, aber durchaus nicht allein durch diesen Zuzug bedingt ist, den Mangel des Gymnasialreisezeugnisses, welcher bei fast  $\frac{2}{3}$  der Veterinär-Medizin-Studierenden vorliegt, vorzuwerfen, ist eine Handlung, deren Beurteilung der Öffentlichkeit anheim gegeben wird. Dabei ist zu betonen, daß die bestehenden Bestimmungen für dieses Fach die Maturität nicht vorschreiben und daß trotzdem über  $\frac{1}{3}$  der Studierenden diese besitzt, daß ferner gerade von den Veterinär-Medizinern die gleichen Vorbedingungen für ihr Fach-Studium angestrebt werden (Abgangszeugnis eines Gymnasiums oder Real-Gymnasiums), wie sie für das Studium der Menschen-Heilkunde und andere Fächer bestehen. Es handelt sich hierbei um eine vermutlich bald gelöste Frage, welche schon den Reichstag beschäftigt hat und z. B. auf Antrag der bayerischen Regierung dem Bundesrat vorliegt.

Es ist zu wünschen, daß die öffentliche Meinung diese ganze Sachlage im Auge behält und sich durch einen derartigen Angriff mit der ungerechtfertigten Wendung gegen die durch die Immatrikulation eo ipso gegebene Gleichberechtigung aller Studierenden nicht in einer Weise beeinflussen läßt, welche der Stellung und dem Ausbau der Veterinär-Medizin an der Landes-Universität und nicht minder der Universität als Ganzem nur schädlich sein kann. Prof. Dr. Sommer.<sup>1)</sup>

2.

(„Gießener Anzeiger“ vom 2. Juni 1902.)

### Erwiderung.

„Da ich zwei Tage verreist war, ist es mir erst heute möglich, auf das „Eingefandt“ des Herrn Professor Sommer in der letzten Samstag-Nummer des „Gießener Anzeiger“ zurückzukommen. Ich kann mich hierbei auf folgende Feststellungen tatsächlicher Art beschränken.

1. Am Freitag, den 30. Mai, vormittags habe ich im Einverständnis und mit Genehmigung Seiner Magnifizenz des derzeitigen Rektors der Landesuniversität am schwarzen Brett folgende Erklärung durch Anschlag bekannt gegeben:

„Da eigentümlicher Weise immer noch hier und da darüber Zweifel obzuwalten scheinen, wer der Verfasser des Artikels im „Gießener Anzeiger“ vom 25. d. M. „Statistisches über die Frequenz der Universität Gießen“ sei, erkläre ich, daß ich der Verfasser bin. Für diese meine Privatarbeit übernehme ich nach wie vor die alleinige persönliche Verantwortung nach jeder Richtung hin.

<sup>1)</sup> Zu diesem Artikel hat die Redaktion des Gießener Anzeigers folgenden Zusatz gemacht: „Um etwaigen irrtümlichen Vermutungen zu begegnen, sehen wir uns veranlaßt, im Anschluß an die obigen Ausführungen des Herrn Dekans der hiesigen medizinischen Fakultät zu erklären, daß wir sowohl der Abfassung als dem Inhalte der als „Festnummer“ bezeichneten Beilage zu Nr. 119 des „Gießener Anzeigers“ völlig fernstehen.“ Die Redaktion des „Gießener Anzeigers“.

Die Anschauung, daß mein Artikel, sei es im Titel, sei es in der Verwertung statistischen Materials, den Schein eines amtlichen Stempels habe erwecken können, weise ich auf das Nachdrücklichste zurück. Sie findet in der Form meiner Veröffentlichung nirgends eine Unterstützung; ihr Inhalt spricht direkt dagegen.

Dr. jur. et phil. M. Biermer,

o. ö. Professor der Nationalökonomie und Statistik."

Obgleich feststand, daß Herr Professor Sommer längst wußte, daß ich der Verfasser jenes Artikels, gegen den er jetzt „Protest eingelegt“ hat, sei, erhielt er doch vom Rektorat sofort die schriftliche und amtliche Mitteilung, daß ich mich, wie inzwischen geschehen, im Laufe des Freitags zum alleinigen Verfasser und Urheber öffentlich bekennen würde. Gleichzeitig haben sich sowohl der Herr Rektor als die Redaktion des „Gießener Anzeiger“ bemüht, Herrn Professor Sommer zur Zurückziehung seines „Eingefandt“ zu bewegen. Herr Professor Sommer hat nicht nur darauf bestanden, daß sein Protest unverändert abgedruckt werde, sondern er ist auch dabei geblieben, von mir wie von einem ihm anscheinend unbekanntem Anonymus, von „einem Herrn Br.“, zu sprechen.

Dieses Vorgehen des Herrn Professors Sommer ist so ungewöhnlich, daß ich einen Kommentar dazu nicht zu geben vermag.

2. Herrn Professors Sommers Erklärung wird mit den Worten eingeleitet: „gegen welchen (nämlich den Artikel) ich hiermit als Dekan der vereinigten medizinischen Fakultät Protest einlege“. Diese Ausdrucksweise legt die Annahme nahe, daß die Sommer'sche Erklärung vor ihrer Drucklegung im Wortlaut seiner Fakultät vorgelegen habe. Das ist indessen nicht der Fall gewesen. Die medizinische Fakultät hat die Protesterklärung vorher gar nicht zu Gesicht bekommen und war auch von dem Schriftwechsel zwischen dem Rektorat und ihrem Dekan nicht rechtzeitig in Kenntnis gesetzt worden.

3. Soviel über die formelle Seite des „Protestes“. — Auf die materielle Seite des Streitsalles hier einzugehen, halte ich nicht

für zweckmäßig. Ich vermag nicht einzusehen, welchen Erfolg eine solche Diskussion in der Presse haben soll. Ich denke über die historischen und sozialen Grundlagen unseres deutschen Universitätswesens so völlig anders, als Herr Professor Sommer, daß wir beide uns wol nie einigen werden.

Mit diesen Richtigstellungen schließe ich meinerseits die Erörterungen in der Presse.

Gießen, Montag den 2. Juni 1902.

Professor Dr. M. Biermer." \*)

3.

(„Gießener Anzeiger“ vom 4. Juni 1902.)

### Erklärung.

„Auf die Erwiderung des Herrn Prof. Biermer in Nr. 126 Ihres Blattes stelle ich Folgendes fest: Die vereinigte medizinische Fakultät hatte sich ausweislich der Akten einstimmig dafür erklärt, daß der Dekan als solcher (nach Benehmen mit dem Herrn Vorsitzenden des veterinär=medizinischen Kollegiums) im Gießener Anzeiger einen Artikel als Erwiderung auf die sogenannte Festnummer veröffentliche. Dementsprechend habe ich meinen Entwurf an das veterinär=medizinische Kollegium gegeben und nach der Beratung von Seiten desselben die endgiltige Fassung mit dem Herrn Vorsitzenden festgestellt. Der Artikel wurde Donnerstag den 29. Mai abends zur Post ge=

\*) Hier folgt folgender Zusatz der Redaktion des „Gießener Anzeigers“:

Indem auch wir die Diskussion über diese Angelegenheit hiermit als beendet ansehen, fühlen wir uns im Anschluß an die obigen Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Biermer verpflichtet zu erklären, daß weder in der Überschrift noch sonst in dem Text seiner statistischen Studie, die als Beilage zu Nr. 119 des „Gieß. Anz.“ verbreitet wurde, die Bezeichnung „Festnummer“ vorkommt. Diese Bezeichnung war vielmehr nach anderweiter Abrede gewählt worden.

Die Redaktion des „Gießener Anzeigers“.

geben. Freitag früh teilte mir Seine Magnifizenz, als der Druck=Saß des Artikels bereits fertig war, schriftlich mit, daß Professor B. die Absicht habe, sich als Verfasser öffentlich zu nennen. Diese Mitteilung wurde von mir mit dem Herrn Vorsitzenden des veterinär=medizinischen Kollegiums sofort beraten mit dem Resultat, daß eine Veranlassung zur Inhibierung des Druckes oder Änderung des Wortlautes nicht vorliege. Dementsprechend wurde Seiner Magnifizenz von mir am 31. folgendes mitgeteilt: „Herr Biermer ist dem Lesepublikum des „G. A.“ gegenüber bis jetzt noch Anonymus. Ich habe mich in keiner Weise für berechtigt gehalten, denselben zu nennen. Ein Anschlag am schwarzen Brett hätte hierin nichts geändert, selbst wenn er vor Abfassung meiner Erwiderung erfolgt wäre. Nennung des Namens hätte von meiner Seite als Denunziation aussehen müssen.“ Dies zur formellen Seite der Angelegenheit. Sachlich hat Herr Professor Biermer nichts erwidert.

Prof. Dr. Sommer.“

---

## VI.

### Die Herren Professoren Sommer und Pfeiffer.

Wie der Leser ersehen wird, habe ich in meiner Erwiderung vom 2. Juni d. J. erklärt, daß ich damit meinerseits die Erörterungen in der Presse schließe. Dieses Versprechen habe ich gehalten, und infolgedessen hat der Dekan der medizinischen Fakultät, Herr Professor Dr. Sommer, das letzte Wort behalten. Von Bekannten, die mir freundlich gesinnt sind, ist mir wiederholt die Verwunderung darüber ausgesprochen worden, daß ich das zugelassen habe und Herrn Professor Sommer nicht nochmals erwidert habe. Ich erklärte aber regelmäßig mein Schweigen damit, daß ich das bevorstehende Fest, welches die Stadt Gießen dem Lehrkörper und der Studentenschaft der Universität aus Anlaß der Immatricula-tion des 1000. Studenten zu geben entschlossen war, nicht durch eine weitere unliebsame Polemik in der Tagespresse stören wolle. In Wahrheit war das nur einer der Gründe, weswegen ich auf eine weitere Diskussion verzichtete. Der Hauptgrund war ein anderer. Ich hatte nämlich gleich nach Erscheinen meiner Erwiderung mit Seiner Magnifizenz dem Herrn Rektor Professor Dr. Hansen vereinbart, daß ich mein weiteres Verhalten in dieser Angelegenheit von der Feststellung abhängig machen wolle, welche Rolle in der Angelegenheit in

Wirklichkeit die medizinische Fakultät gespielt habe, und ob ihr Dekan berechtigt war, bei seinen heftigen Angriffen, in denen er sogar die öffentliche Meinung zur Schiedsrichterin anrief, im Namen der Fakultät zu sprechen. Der Herr Rektor forderte deshalb von der Fakultät die Akten ein und erhielt sie. Dann erbat er auch für mich das Recht, sie einzusehen. Diesem Ersuchen wurde ebenfalls stattgegeben, und ich erkenne dieses Entgegenkommen seitens der Fakultät mit Dank an. Am 21. Juli d. J., also nach Verlauf von vollen sieben Wochen, seitdem der „Protest“ des Herrn Professor Sommer erschienen war, kam ich endlich in die Lage, mir über denjenigen Punkt, der jetzt für mich der bei weitem wichtigste war, Klarheit zu verschaffen. Ich muß gestehen, daß meine Befürchtungen weit übertroffen worden sind; denn ich mußte mich davon überzeugen, daß die Herren Professoren Sommer und Pfeiffer, in welcher letzterem ich den eigentlichen spiritus rector der ganzen Kampagne zu vermuten guten Grund hatte, den Intentionen ihrer Fakultät, die ihnen hinreichend klar vorgezeichnet waren, nach keiner Richtung hin entsprechend gehandelt haben.

Ich stelle hiermit aus den Fakultätsakten Folgendes fest:

1. Die ursprünglich zur Beschlußfassung vorgelegte Anregung, daß die Fakultät als solche eine öffentliche Erklärung abgeben solle, wurde einstimmig abgelehnt, notabene ohne irgendwelche Sitzung, nur im Wege des Aktenumlaufs.

2. Auf Vorschlag eines Mitgliedes der Fakultät, dem sich alle anderen angeschlossen haben, wurde dem Herrn Dekan empfohlen, „als Dekan nach Benehmen mit dem Herrn Vorsitzenden des veterinär-medizinischen Kollegiums“ im Gießener Anzeiger eine „Erwiderung“ zu bringen.

3. Diese Erwiderung sollte in der Form eines „ruhig gehaltenen Artikels“ erscheinen, „in dem namentlich darzulegen wäre, daß von keiner Seite mehr als von den Veterinär-Medizinern selbst das obligate Maturum

angestrebt würde, und daß eine befriedigende Lösung dieser Frage aller Wahrscheinlichkeit nahe bevorstehe."

4. Die Fakultät erachtet meinen Artikel aus diesem Grunde als „sehr wenig glücklich“.

Welchen Gebrauch haben nun die Herren Sommer und Pfeiffer von dieser, doch ziemlich eng begrenzten, Ermächtigung gemacht?

1. Aus einer „Erwiderung“ wurde ein feierlicher „Protest“.

2. Mein „sehr wenig glücklicher“ Artikel wurde in der Zeitung als „größtenteils unrichtig“, „völlig unangebracht“ und als eine „Handlung, deren Beurteilung der Öffentlichkeit anheim gegeben wird“, bezeichnet. Meine Ausführungen werden des ferneren als „der Universität im ganzen schädlich“ charakterisiert. Das nennen die Herren Sommer und Pfeiffer einen „ruhig gehaltenen Artikel“!!

3. Es wird mit Erfolg der Eindruck erweckt, als ob die Fakultät protestiere und der Protest dem Kollegium vorgelegt und von ihm gutgeheißen sei.

4. Es wird fingiert, daß ich ein Anonymus sei, wobei noch in salopper Weise aus meiner sehr durchsichtigen Chiffer B—r. die vieldeutige Br. gemacht wird.

5. Es wird die Erwiderung nicht zurückgezogen oder wenigstens abgeändert, als den Herren Verfassern amtlich und rechtzeitig bekannt gegeben wird, daß am schwarzen Brett ein Anschlag des Herren Rektors angeheftet worden sei, in dem meine Arbeit ausdrücklich als reine Privatarbeit bezeichnet wird.

6. Der Protest wird auch dann unverändert aufrecht erhalten, als seine Urheber wiederum amtlich davon verständigt werden, daß ich mich im Laufe desselben Tages am schwarzen Brett zum alleinigen Verfasser der „Festnummer“ bekennen würde, und der Herr Rektor und die Redaktion des „Gießener Anzeigers“ den Herrn Professor Sommer dringlich um die

Ermächtigung baten, den bereits gesetzten Artikel wieder herausnehmen zu dürfen.

7. An dem Abdrucke des Protestes wird endlich auch dann festgehalten, als die Delegierten der Veterinärstudenten die Erklärung, die sie schon vorher dem Herrn Rektor abgegeben haben, wiederholen, sie seien durch die amtliche Bekanntmachung am schwarzen Brett zufriedengestellt. —

Nur einige dieser Punkte habe ich in meiner Replik vom 2. Juni d. J. festnageln können. Dort habe ich in erster Linie darauf hingewiesen, daß Herr Professor Sommer es entgegen sonst üblichen Geschäftsgebräuchen unterlassen habe, die neuen amtlichen Mitteilungen, die ihm von Seiten des Rektorats noch vor endgültigem Abdruck seines Zeitungsartikels zugegangen waren, sofort, wie er unzweifelhaft verpflichtet gewesen wäre, seiner Fakultät zur Kenntnis zu bringen und bis zur Erledigung den Abdruck seines Gesandts zu sistieren. Die Voraussetzungen, unter denen der Herr Dekan eine Ermächtigung seitens der Fakultät zugestanden erhalten hatte, waren doch durch diese neuen Ereignisse vollständig verschoben. Hätte dann die Fakultät sich den Protestentwurf der Herren Professoren Sommer und Pfeiffer vorlegen lassen, so hätte sie — davon bin ich überzeugt — entweder ihn ganz inhibiert oder aber ihn wenigstens ganz erheblich redaktionell geändert, gekürzt und ihn hauptsächlich im Tone stark gemäßigt. Eine größere Zurückhaltung in der Polemik hätte sich meines Erachtens auch der derzeitige Vorsitzende des veterinär-medizinischen Kollegiums, Herr Professor Dr. Pfeiffer, auferlegen können, gerade weil er in der ganzen Streitfrage nach den verschiedensten Richtungen hin und in hohem Grade persönlich interessiert war. Dadurch unterschied sich von Anfang an seine Position von der meinigen ganz erheblich. Denn mir könnten das Veterinärstudium und die Veterinäre, wenn ich nur meine unmittelbare Interessensphäre hätte vertreten wollen, so gleichgültig sein, wie das Zopfband des Kaisers von China.

Herr Professor Sommer aber, dem sein Amt als Dekan

doppelte Vorsicht hätte auferlegen müssen, hat nicht einmal die amtlichen Schriftstücke genau durchgesehen. In dem Schreiben des Herrn Rektors an ihn vom 30. Mai d. J. stand nicht, wie Herr Professor Sommer in der Zeitung erklärt hat, ich hätte nur die „Absicht“, mich als Verfasser der Festnummer am schwarzen Brett zu bekennen. Mit einer solchen allgemeinen Redewendung wäre allerdings nicht allzuviel anzufangen gewesen. In dem fraglichen Schreiben des Herrn Rektors heißt es vielmehr: „Herr Professor B. hat die Absicht sich im Laufe des heutigen Tages zur Autorschaft zu bekennen.“ Das ist ein gewaltiger Unterschied. Der Herr Rektor sah auf der Redaktion des „Gießener Anzeigers“ die letzte Erwiderung des Herrn Professor Sommer ein, entdeckte sofort den Fehler und machte Herrn Professor Sommer telephonisch darauf aufmerksam. Dieser hatte das Schreiben des Rektors nicht gerade zur Hand, erklärte aber kurz entschlossen, die Worte „im Laufe des heutigen Tages“ seien, wie er sich bestimmt erinnere, dort nicht enthalten, und er bestehe auf dem unveränderten Abdruck seines Artikels. Als dann der Herr Rektor seinen Brief zurückforderte und erhielt, fanden sich die Worte, die der Herr Dekan abgestritten hatte, doch vor. Der Herr Rektor that nunmehr noch ein Übriges und überzeugte den Chefredakteur des „Gießener Anzeigers“, daß er den Inhalt jenes Schreibens richtig dargestellt habe, und davon verständigte die Redaktion wieder Herrn Professor Dr. Sommer. Alles dies aber hat bis zur Stunde nicht hingereicht, um Herrn Professor Sommer zu veranlassen, seine falschen Angaben in der Zeitung richtig zu stellen. Mit meinen Begriffen von Korrektheit kann ich ein solches Verfahren nicht in Einklang bringen.

---

## VI.

### Schlußwort.

Mit diesen langen Erörterungen kann ich meine Rechtfertigungsschrift nunmehr abschließen. Ich habe alles gesagt, was ich sagen mußte. Höchstens hätte ich noch zweierlei hier hervorzuheben. Das eine betrifft den Ausdruck „Schönheitsfehler“, der ganz entgegen meinen Intentionen in Gießen fast zu einem geflügelten Worte geworden ist. Das andere bezieht sich auf diejenigen ressortmäßigen Beratungen, die mit dem Ausbau und der Erweiterung des veterinär-medizinischen Studiums an der Universität Gießen zusammenhängen.

Was das Wort „Schönheitsfehler“ anbetrifft, so ist dasselbe vielfach mißverstanden worden, aber nur deshalb, weil man meine statistische Studie leider viel zu flüchtig gelesen hat. Ich habe dort nicht gesagt, daß die Veterinäre in Gießen ein Schönheitsfehler der Universität darstellten, vielmehr heißt es an der betreffenden Stelle ganz unpersönlich: „Eine große Anzahl von Immaturi ist und bleibt ein ernster Schönheitsfehler jeder Universität.“ Aus dieser Formulierung, die ich mit Vorbedacht gewählt habe, geht meines Erachtens hinreichend klar hervor, daß ich die Institution und nicht die einzelnen Personen, die mich gar nichts angehen, mit meiner Kritik habe treffen wollen. —

Was den zweiten Punkt anbetrifft, die Vorgeschichte der neuesten Entwicklung des Veterinärstudiums und die Gründung eines selbständigen veterinär-medizinischen Kollegiums,

so kann ich mich hier damit begnügen, hervorzuheben, daß alle wichtigen Maßnahmen auf diesem Gebiete, so viel mir bekannt ist, nicht der freien Initiative des Gesamtsenats der Landesuniversität entsprungen sind, sondern derjenigen der Großherzoglichen Staatsregierung, die ihrerseits wieder Anregungen und Wünschen aus landwirtschaftlichen Kreisen, namentlich parlamentarischen, nachgab. Der Gesamtsenat hat lediglich zu diesen Reformen Ja und Amen gesagt. Für eine andere Haltung lag für ihn ein zwingender Grund nicht vor, sie hätte ihm auch wenig genügt. —

Damit bin ich wirklich am Schlusse. Nur der Vollständigkeit halber bringe ich noch an dieser Stelle denjenigen Teil des früher schon gelegentlich erwähnten Aufsatzes des Geheimrats Professor Dr. Karl Dammann-Hannover in der „Deutschen Tierärztlichen Wochenschrift“ (Nr. 27 v. 5. Juli 1902), worin der neueste Bundesratsbeschluß vom 3. Juli d. J. besprochen wird, zum Abdruck. Er soll beweisen, wie sachlich und unbefangen andere kompetente Beurteiler aus dem Lager der Tierarzneihochschullehrer die bisherigen Zustände in dem Veterinärstudium beurteilen.

Der betreffende Passus lautet:

*„Der Wunsch der Fachgenossen ist erfüllt. Vergessen sind die Mühen, verweht die Sorgen, und nur freudige Genugung über die Erreichung des Zieles bewegt unsere Herzen. Aufgabe der Mitglieder des Standes wird es jetzt sein, des hohen Vertrauens, das die Staatsregierungen ihnen geschenkt haben, durch die That sich würdig zu erweisen. Den Hochschullehrern bietet die umfassendere und gründlichere Vorbildung der ihnen anvertrauten Jugend die Möglichkeit, besser vorbereitete, von sittlichem Ernst getragene junge Männer dem Staat und der Gesellschaft zuzuführen; die Studierenden müssen bestrebt sein, das ganze Mass allgemeiner wissenschaftlicher und ethischer Bildung und die volle Kenntnis der Fachwissenschaft sich anzueignen, um den staatsbürgerlichen und beruflichen Pflichten, welche vor*

ihnen sich aufzutun, besser gerecht werden zu können. Geschieht beides, so muss es in absehbarer Zeit dazu kommen, dass die vielersohnte bessere gesellschaftliche Stellung des tierärztlichen Standes sich von selbst verwirklicht, und dass seine Mitglieder den Angehörigen der anderen höheren Berufszweige in vollem Umfange gleichberechtigt erachtet werden. Mit der Einführung der Maturität allein ist es nicht gethan; das Schicksal des Standes liegt in den Händen seiner Vertreter.“

The first part of the book is devoted to a general  
 introduction to the subject of the history of the  
 world. The author discusses the various theories  
 of the origin of life and the development of  
 the human race. He also touches upon the  
 progress of civilization and the influence of  
 religion and philosophy upon the human mind.

The second part of the book is devoted to a  
 detailed account of the history of the world  
 from the beginning of time to the present day.

The third part of the book is devoted to a  
 description of the various nations and peoples  
 of the world.

The fourth part of the book is devoted to a  
 description of the various religions and philosophies  
 of the world.

The fifth part of the book is devoted to a  
 description of the various sciences and arts  
 of the world.

The sixth part of the book is devoted to a  
 description of the various governments and  
 political systems of the world.

The seventh part of the book is devoted to a  
 description of the various customs and habits  
 of the world.

A 56500(134)

Einkleben am Schluss!

Giessen, den 28. Juli 1902.

Beifolgende Broschüre ist nur **als Manuskript gedruckt**. Sie hat, wie auch aus der Vorrede hervorgeht, lediglich den Zweck, denjenigen Teil meiner Herren Kollegen und einige wenige andere Bekannte, die sich für die Angelegenheit ernstlich interessiert haben, über die wichtigsten Vorgänge, die sich an meinen Zeitungsartikel, der so viel Staub aufgewirbelt hat, anknüpfen, genauer zu unterrichten.

Da ich unter allen Umständen vermeiden will, dass die Angelegenheit nochmals in der Öffentlichkeit besprochen wird, habe ich diesen Ausweg gewählt. Er giebt mir die erwünschte Gelegenheit, meinen Standpunkt nochmals festzulegen, was unbedingt notwendig war, und verschafft mir ferner die Möglichkeit, Thatsachen zu beleuchten, die im Zusammenhang nur Wenigen bekannt geworden sind.

Die vorliegenden Blätter sind also eine Rechtfertigungsschrift, die aber nur in solche Hände kommen soll, die von ihr einen **diskreten Gebrauch** machen. Ich bitte dringend darum, sie nur in diesem Sinne zu verwenden.

In vorzüglicher Hochachtung  
ergebenst

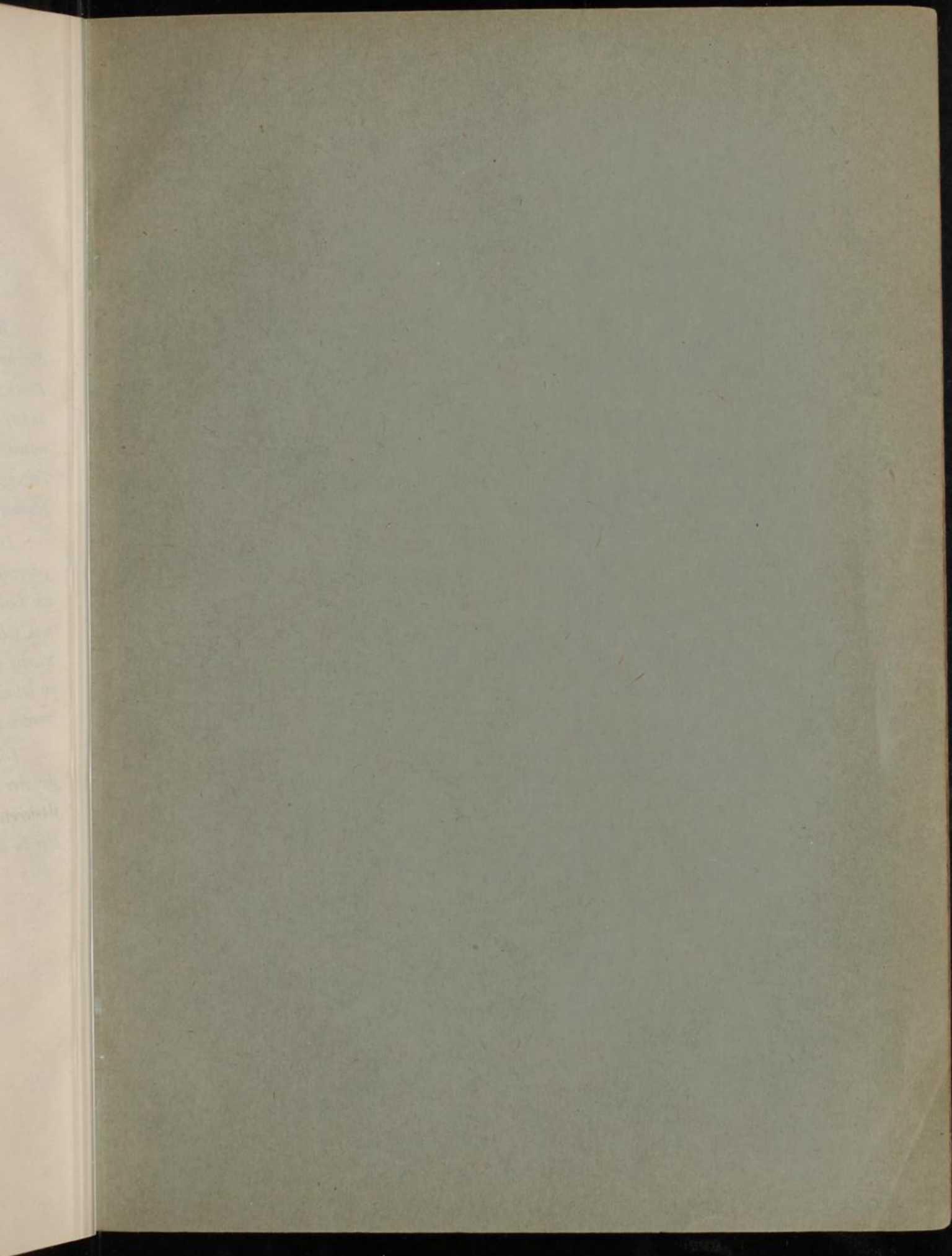
**Dr. M. BIERMER.**

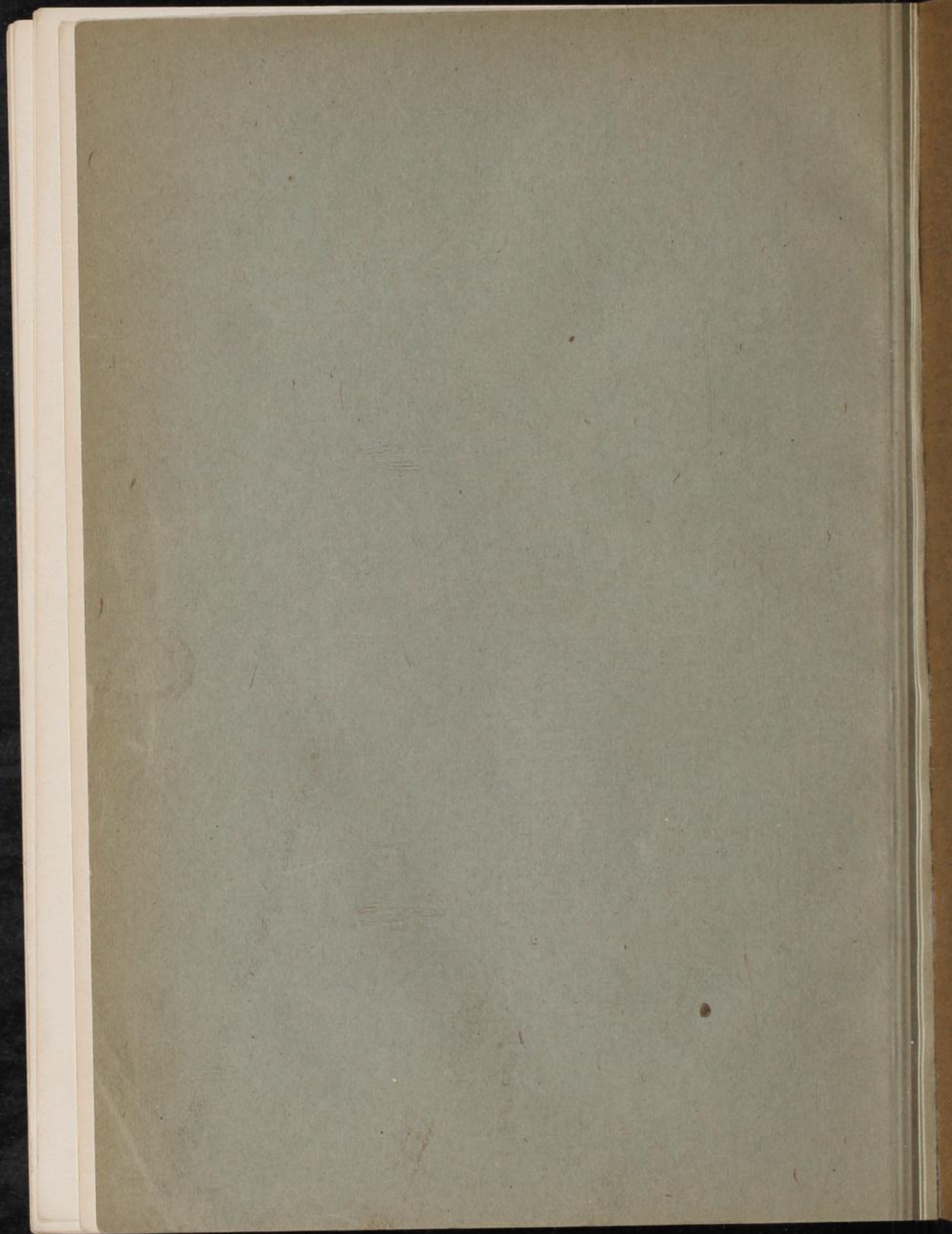
Die vorliegende Arbeit ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse der  
Forschung über die Wirkung von ...  
Die Ergebnisse der Untersuchung sind wie folgt zusammengefasst:  
1. Die ...  
2. Die ...  
3. Die ...

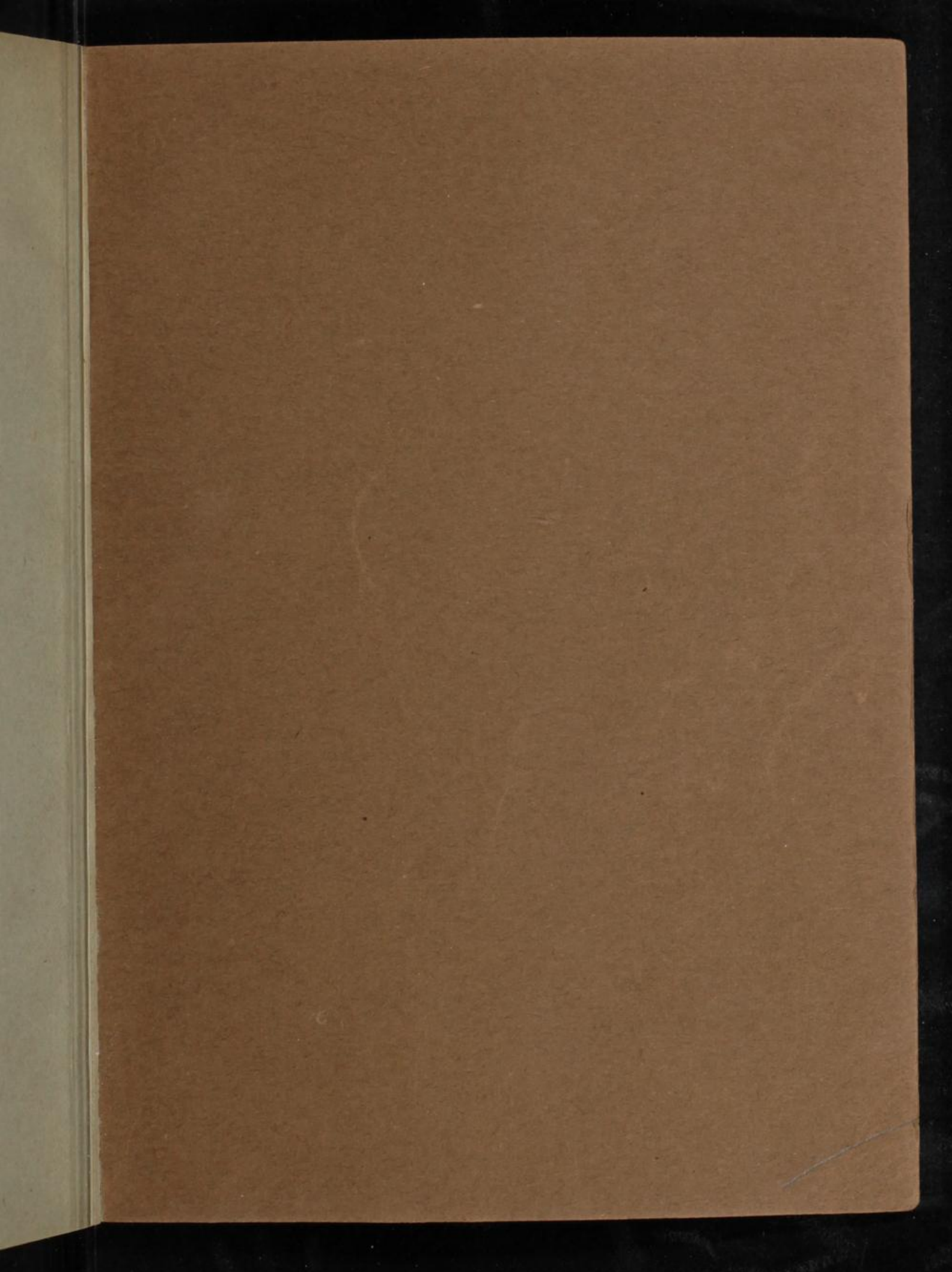
Die vorliegende Arbeit ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse der  
Forschung über die Wirkung von ...  
Die Ergebnisse der Untersuchung sind wie folgt zusammengefasst:  
1. Die ...  
2. Die ...  
3. Die ...

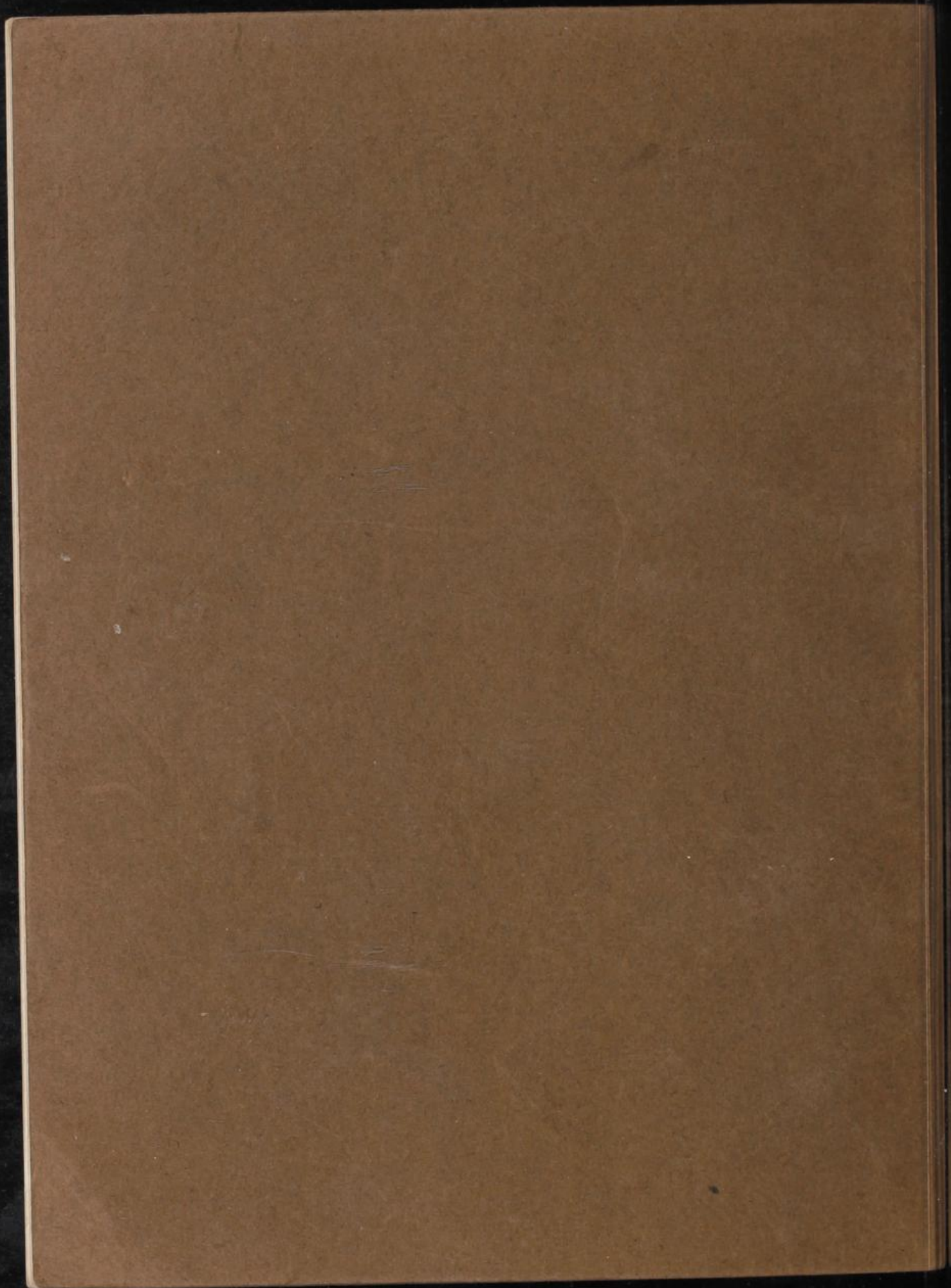
Die vorliegende Arbeit ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse der  
Forschung über die Wirkung von ...  
Die Ergebnisse der Untersuchung sind wie folgt zusammengefasst:  
1. Die ...  
2. Die ...  
3. Die ...

Dr. M. HERRER









# Mein Konflikt

mit dem *Wirtschaftswissenschaftler*

## Colour & Grey Control Chart

Danes  
Picta



Eine wissenschaftliche Darstellung der in Frage kommenden  
Vorgänge mit einem kritischen Nachwort

von

Dr. jur. et phil. **M. Biermer**,  
o. ö. Professor der Nationalökonomie und Statistik.

0cm 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16

6 8 7 9 5 4

Gießen, Juli 1902.